

bookshouse

Hartmut W. F.

XXL-LESEPROBE

Kriminalroman



Die Welt

will betrogen sein

Der Kiez-Schnüffler

Hartmut W. H. Köhler
Die Welt will betrogen sein

Das Buch:

Mein Name ist Friedhelm Sünder und ich bin Privatdetektiv in Hamburg. Genauer gesagt auf St. Pauli, dem Kiez. Für meine Klienten überführe ich meist untreue Ehepartner oder diebische Mitarbeiter und treibe mich in Kneipen und Rotlicht-Etablissements herum. Doch im Sommer 1967 bekam ich einen etwas anderen Auftrag. Ich sollte einen jungen Studenten beschatten. Eigentlich eine einfache Aufgabe, doch dann wurde der Junge erschossen und ich neugierig.

Meine Neugierde brachte mich jedoch in Schwierigkeiten. Sie zog mich in einen gefährlichen Kiez-Krieg und in die klebrigen Netze der Politik, die nicht weniger gefährlich, sondern noch tödlicher waren. Mir legte sich ein Strick um den Hals, der immer enger zugezogen wurde. Und ich versuchte mit allen Mitteln, meinen Hals zu retten. Verdamm! Hätte ich doch einen anständigen Beruf erlernt.

Der Autor:



Hartmut W. H. Köhler wurde 1966 in Hildesheim geboren und ist in Sarstedt aufgewachsen. Nach Schule, Lehre und Bundeswehr arbeitete er als Reparateur, Prüfer und später Messtechniker für einen Konzern der Unterhaltungselektronik.

2001 zog er nach Hamburg, heiratete dort eine Familie und arbeitet seit 2002 im Projektmanagement für Luftfahrtforschungsprojekte.

Die Welt will betrogen sein

Hartmut W. H. Köhler

Roman





Die Welt will betrogen sein - Der Kiez-Schnüffler
Hartmut W. H. Köhler

Copyright © 2013 at Bookshouse Ltd.,
Villa Niki, 8722 Pano Akourdaleia, Cyprus
Umschlaggestaltung: © at Bookshouse Ltd.

Coverfotos: www.shutterstock.com

Satz: at Bookshouse Ltd.

Druck und Bindung: CPI books

Printed in Germany

ISBNs: 978-9963-52-066-4 (Paperback)

978-9963-52-069-5 (E-Book .mobi)

978-9963-52-067-1 (E-Book .pdf)

978-9963-52-068-8 (E-Book .epub)

978-9963-52-071-8 (E-Book .prc)

www.bookshouse.de

Urheberrechtlich geschütztes Material

*Für meinen Vater,
den ich nie richtig kennenlernen durfte.*



Zeichnung: Venessa Drossel, Lüneburg

1.

Sonntag, 9. April 1967

Abends

Die ganze Geschichte fing mit einem Besuch in meiner viertliebsten Stammkneipe an.

Die Gaststätte war voll, als ich eintrat. Hafearbeiter und Lkw-Fahrer bevölkerten das Lokal, das nur ein paar Schritte vom Altonaer Fischmarkt entfernt war.

Klaus, der Wirt vom *Zum alten Festmacher*, stellte mir sofort eine Knolle Bier auf den Tresen und sah mich durch den Dunst unzähliger Zigaretten und Zigarren an.

Die Kneipe war nicht sehr groß. Fünf runde Tische, ein langer Tresen, hinten, vor den Türen zu den Klos, stand ein abgegriffener Kickertisch und die Wände waren, vom Boden bis in Brusthöhe, mit braunem Holz getäfelt. Hinter dem Tresen, zwischen dem Schnaps- und dem Gläserregal, hing eine alte Fotografie vom Stapellauf des Schlachtschiffes Bismarck. Eine Familienerinnerung von Klaus, denn im Vordergrund war ein Festmacherboot zu erkennen, auf dem Klaus' Vater angeblich das Ruder bedient hatte. Die Kneipe trug aus diesem Grund auch ihren Namen. Die Hakenkreuzflaggen auf dem Bild waren mit roter Farbe übermalt und entschärft worden.

Klaus putzte die Blechplatte des Tresens mit Scheuermilch und Schwamm. »Was meinst du? Wo finde ich wohl einen guten Privatschnüffler?«

Er kannte mich nicht so gut, denn oft war ich nicht im *Festmacher*.

»Hier«, sagte ich und hebelte den Kronkorken der Flasche mit einem Kapselheber auf, den Klaus mir reichte. »Sitzt vor dir.«

»Du?« Klaus sah mich an, als hätte ich ihm gerade berichtet, dass ich in der nächsten Woche Kiesinger als Bundeskanzler ablösen würde, dann warf er sich sein Geschirrtuch über die Schulter und sah mich verärgert an. »Verarschen kann ich mich allein.«

Ich zog eine Visitenkarte aus der Lederjacke und legte sie auf den Tresen. Behördliche Lizenzen gab es für meinen Berufsstand seit 1949 nicht mehr. Die Gewerbeanmeldung reichte aus, um in Deutschland privat schnüffeln zu dürfen.

»Friedhelm Sünder. Privatdetektiv. Altona«, las Klaus laut vor. Er nickte. »Scheint zu stimmen. Und ich dachte, du wärst einer vom Hafen oder vom Bau.«

Er schien enttäuscht.

»Warum? Weil ich nur einen billigen Prinz von NSU fahre und keinen Anzug trage?«

»Na ja, die anderen Schnüffler sind immer so flott angezogen und fahren dicke Wagen, keine NSUs.«

»Wie viele andere Schnüffler kennst du, Klaus?«

»Keinen persönlich«, erklärte er mit hängenden Mundwinkeln und einem Lächeln. »Hab das gelesen und im Kino gesehen.«

»Dann war deine Frage falsch. Du hättest mich fragen sollen, ob ich einen gut gekleideten Privatschnüffler kenne, der einen teuren Sportwagen fährt und auf dicke Hose machen kann.«

»Nu fühl dich nich gleich angepöschert«, forderte er mit weit aufgerissenen Augen. »Das Bier geht auf mich.«

Ich gönnte mir einen Schluck, zündete eine Zigarette an und zwinkerte mit einem Auge. Nicht, um Klaus zu ermutigen weiterzureden, sondern weil mir Rauch ins Auge gekommen war. »Wozu brauchst du einen Detektiv? Geht deine Frau fremd?«

»Ich bin seit drei Jahren geschieden«, sagte Klaus pikiert. »Damals ging die mehr als nur fremd. Die Schlampe ging schon fast anschaffen, das kannst du glauben.«

Okay, so gut kannte ich Klaus nicht. Der *Festmacher* war eben nur meine viertliebste Kneipe. »Tschuldigung. Also worum geht es?«

»Um die Itaker von nebenan.«

»Bitte?«

Klaus nickte zu den Fenstern und ich verstand nach einem kurzen Blick. An der Ecke hatte vor einigen Wochen eine sogenannte Pizzeria aufgemacht. *Maggiolino* nannte sich das italienische Restaurant.

»Diese scheißverdammten Itaker. Die sind mir nicht ganz geheuer«, erklärte mir Klaus mit zusammengezogenen Brauen und verschwörerischer Stimmlage. »Immer wieder tauchen da so Kerle in piekfeinen Anzügen auf. Nadelstreifen. Und mit reichlich Pomade im Haar. Mit komischen Paketen unterm Arm oder mit ausgebeulten Jacken. Neulich fuhr sogar 'ne dicke Limousine vor. Schwarzer Mercedes. Hochglanzpoliert. Da stieg so ein Fetter aus und blieb eine Stunde. Vor der Tür warteten die ganze Zeit zwei Kleiderschränke. Dagegen sind die Jungs auf der Reeperbahn schmale Hemden. Und ...«

»Gut, gut.« Ich stoppte seinen Redeschwall. »Was willst du aber jetzt mit einem Detektiv?«

»Na, das sind bestimmt Mafiosi und am Ende muss ich noch Schutzgeld zahlen. Kennt man doch.«

»Hast du gelesen?«

Klaus nickte. »Und gesehen. Im Kino.«

»Und ich soll nun herausbekommen, ob die Sache so liegt? Ob dort die Mafia ein- und ausgeht?«

»Genau das«, antwortete er schnell und stellte ein weiteres Bier auf den Tresen, obwohl ich das erste noch nicht ausgetrunken hatte. Ein Gast mit einer Elblotsen-Mütze auf dem Kopf wollte etwas bestellen, doch das ignorierte Klaus. »Wie hoch ist denn dein Honorar?«

Ich überlegte. Mein Pensionswirt, ein Italiener wie die Itaker von Klaus, hatte gerade die Miete für mein kleines

Zimmer erhöht und für den Wagen musste ich noch einige Raten zahlen. Zudem war gerade der Benzinpreis auf 60 Pfennig pro Liter gestiegen.

»Vierzig am Tag.« Ich erhöhte mein eigentliches Honorar somit um zehn Mark.

»Vierzig? Wer sagt mir denn, dass du den ganzen Tag nur für mich arbeitest?« Klaus nahm das Bier wieder vom Tresen. »Wahrscheinlich hast du mehr als einen Kunden.«

»Klienten«, verbesserte ich, legte ihm für das Bier ein Markstück hin, steckte meine Visitenkarte ein und stand auf. »Wir nennen das einen Klienten. Du musst mich ja nicht engagieren.«

Ich hatte die Türklinke schon in der Hand.

»Fünfunddreißig!«, bot er an.

Ich nickte über die Schulter. »Abgemacht. Ich melde mich.«

»Warte mal.« Er griff unter den Tresen, kam dann zu mir an die Tür, schob mich hinaus, obwohl es regnete, und drückte mir ein Paket in die Hand. Es war ein harter Gegenstand, der in ein öliges Tuch eingewickelt war.

»Was ist das?«

»Eine alte Luger. Oder hast du 'ne Knarre? Nein? Dann nimm. Damit hat mein Onkel schon Itaker erschossen. Im Krieg.«

Ich verbarg meinen Ekel über dieses ewig Gestrige, nickte stattdessen und steckte das Waffenpaket in meine Jacke. Besser ich würde sie entsorgen, als zu wissen, dass dieser Trottel Klaus sie unter dem Tresen liegen hat.

Am Auto jagte ich zwei Schuljungen fort, die sich über meinen Wagen amüsierten, indem sie mit Kreide ein kleines Herz auf die rote Motorhaube malten. Dazu hatten sie *Old but Gold* geschrieben. Okay, so alt war der Prinz noch nicht, aber der Vorbesitzer, ein Handwerker, hatte einige Spuren im Lack und Beulen hinterlassen. Ich wischte die Schmiere rei nicht weg, das würde der Regen besorgen, und fuhr los.

Natürlich hätte ich den Auftrag von Klaus einfach vergessen können, aber ich war neugierig. Leute wie Klaus übertrieben immer bei ihren Darstellungen, doch Besucher in Limousinen mit Leibwächtern, in dieser Gegend, kitzelten mein Interesse wach.

Ich lenkte den Wagen die Große Elbstraße rauf und runter und hielt nur kurz an, um die Knarre in die Elbe zu werfen. Vier Minuten später war ich auf dem Hinterhof des Hauses, indem sich das *Maggiolino* befand. Ich hatte Zeit geschunden, damit meine Aktion nicht sofort auffiel. Und ich vermutete Klaus hinter dem Fenster seiner Kneipe. Ich mochte es nicht, wenn mir meine Auftraggeber auf die Finger sahen.

Zwei alte Mopeds und ein fast neuer VW 1500 Variant standen auf dem Hof. Als ich vor der Hintertür des Restaurants stand, war ich froh, dass es dort ein einfaches Schloss für meinen ebenso einfachen Dietrich gab.

Sekunden später stand ich in einer großen Küche.

Es gab zwei Herde, eine breite Arbeitsplatte aus Edelstahl und eine kleinere, aber dicke, aus gelemitem Holz. Sie zeigte die tiefen Spuren eines Fleischbeils.

Alles war pikobello sauber und unter den Arbeitsplatten stapelten sich blank geschrubhte Pfannen, Töpfe und Backbleche auf selbst gebauten Regalen.

Es roch nach Kräutern, die ich nicht kannte und nach kaltem Bratenfett. Eine komische Kombination.

Ich öffnete zwei Hängeschränke, stöberte ein wenig und wollte mir gerade die angrenzende Speisekammer ansehen, als das Licht anging.

Ich wirbelte herum, trat dabei auf eine Mausefalle, die zuschnappte und klappernd über den Boden sprang.

Vor mir stand ein junger Mann mit geölten Haaren und flaumigem Bartwuchs. Er trug eine Windjacke und schien gerade nach Hause gekommen zu sein, denn die Jacke war nass. In der Hand hielt er das Fleischbeil, das vermutlich

die Kerben im Tisch hinterlassen hatte. Die Art, wie er das Beil hielt, sagte mir, dass er damit vielleicht sogar umgehen konnte.

Jetzt bereute ich es, die Luger in den Fluss geworfen zu haben. Sie hätte einschüchternd gewirkt.

»Mach keinen Scheiß«, sagte ich und hob beide Hände, um zu zeigen, dass ich unbewaffnet war.

»Ssie sseien eingebrocken!«

Trotz seines Dialekts verstand ich ihn, da mein Vermieter auch Italiener war und genauso sprach. Ich nickte. »Ja, weil ich wissen wollte, was sich hier abspielt.« Ich versuchte, das Beil im Auge zu behalten. »Und ich bin nicht eingebrochen. Die Tür war nicht richtig verschlossen«, flunkerte ich ein wenig zu meinen Gunsten.

»Was solle abbesspielt sein hier? Nich versstehen! Hier Kücke von Ristorante Pizza!«

Ich trat bis an die Wand zurück und gab mir Mühe, meine Nervosität zu überspielen, indem ich mir eine Kippe anzündete.

»Nixe rauchen, isse Kücke hier!«

Um ihn abzulenken, blies ich ihm provokativ Rauch entgegen. Er wedelte mit der Hand. »Also, was spielt sich hier ab? Ich habe gehört, dass hier komische Gestalten ein- und ausgehen.«

»Gesralten?« Der Arm mit dem Beil senkte sich.

»Ja, dicke Mafiosi mit schwarzen Limousinen und Männer mit dicken Paketen unterm Arm. Klar, mit Geigenkästen spaziert es sich schlecht durch Hamburg.«

Der junge Mann schluckte und schüttelte wütend den Kopf. »Wir gute Mensche, gute Familia. Nix Mafia. Du Einbrekker!«

Er sprang auf mich zu, das Beil hoch erhoben. Ich spuckte die Zigarette aus, packte seinen Arm und landete mit der Rechten einen schnellen Aufwärtshaken, der direkt traf.

Der Junge ging zu Boden. Seine Füße stießen gegen die Regale mit den großen Töpfen, die unter der Holzarbeitsfläche standen. Es gab ein enormes Konzert.

Das Beil konnte ich aus der erschlaffenden Hand fangen und horchte in das Haus. Hoffentlich hatte niemand den Lärm gehört.

Es polterte im Haus. Eilige Füße stolperten eine Treppe herunter. Die Mausefalle, unsere Stimmen und das Topfschlagen hatten die restliche Familie geweckt und ich fand mich schnell bedrängt von einer molligen Großmama, einem Mann mit dickem Schnurrbart, einer Frau, die ein sehr gelungenes Abbild von Gina Lollobrigida war, und zwei kleinen Mädchen mit dunklen Zöpfen.

Die verdammt gut aussehende Lollo-Kopie sah mich wütend an. »Was haben Sie mit meinem Lino gemacht?« Sie sprach ohne Akzent.

»Ihn niedergeschlagen?«

»Warum?«

»Weil er ein Beil hatte?«

»Das hatte er, um sich zu verteidigen. Weil Sie hier eingebrochen sind, oder?«

»Vielleicht?«

»Was wollen Sie hier?«

»Muss ich das sagen?«

»Ja, denn Sie sind ...«

»... eingedrungen, nicht eingebrochen. Die Tür war nicht wirklich gesichert.« Ich steckte meine Hände in die Jackentaschen. »Warum können Sie so gut deutsch?«

»Warum können Sie es?«

»Ich bin hier geboren.«

»Ich auch.«

»Sie sind Deutsche?«

»Lübeckerin.«

»Dann hat der liebe Gott doch etwas für Deutschland übrig.«

Das sollte ein Kompliment sein, doch sie ignorierte es.

»Mein Mann Paolo ist Italiener. Ich heiße Käthe Maggio und vor Ihren Füßen liegt Lino, mein Sohn.«

Ich kapierte. »Also ist das Restaurant nach Ihrem Sohn benannt? Maggiolino ist gleich Lino Maggio.«

»Ja«, sagte die Lollobrigida. »Aber Maggiolino bedeutet auch Maikäfer.«

»Maikäfer?«

»Ja!«

Mir kam der seltsame Gedanke, dass Menschen, die ihr Restaurant Maikäfer nannten, bestimmt keine Mafiosi sein konnten. Es war vielleicht eine naive Vorstellung, doch sie führte dazu, dass ich den Maggios meine Visitenkarte gab und erklären wollte, warum ich in ihre Küche eingestiegen war. »Können wir reden?«

»Komme Ssie in Ristorante.« Paolo Maggio zeigte mir den Weg, blieb aber argwöhnisch auf Abstand. Hinter seinem Rücken versteckte er eine gusseiserne Pfanne.

Im Gasträum blieb zunächst viel Platz zwischen der Maggio-Familie und mir, bis ich vorsichtig begann, die Sache zu erläutern.

»Ein Nachbar von Ihnen hat mich engagiert.« Ich zeigte durch das Fenster zum *Festmacher*. »Die Leute haben Angst vor der Mafia. Klaus, der Wirt von Gegenüber, gehört dazu. Weil er hier einige Beobachtungen gemacht hat, bat er mich, hier nach dem Rechten zu sehen.«

»Was für Beobachtungen?«, fragte die Lollobrigida.

»Hören Sie, Frau Maggio. Das ist alles bestimmt ein Missverständnis und ich sehe ein, dass die ganze Situation mehr als seltsam ist.«

»Was will der Wirt hier bei uns gesehen haben?«

»Männer mit Paketen und in großen Limousinen.«

Käthe Maggio sprach ein paar Sätze in Italienisch mit ihrem Mann. Für meine Begriffe sprach sie fließend und schnell.

Paolo nickte und stand auf. Er holte eine Flasche Rotwein und zwei Gläser und kam zu mir an meinen einsamen Platz. »Käthe erzählen.« Er schenkte uns ein.

»Die Männer mit den Paketen sind gute Freunde, die uns einige Zutaten aus Italien vorbeibringen. Für die typischen Gerichte bekommen wir hier in Hamburg nicht immer alles. Oder eben nicht immer günstig. Deshalb helfen uns Freunde.« Sie gab der Oma ein Zeichen und die alte Dame verschwand in der Küche. »Haben Sie schon mal echten Parmaschinken gegessen? Oder guten Parmigiano?«

»Ja, denn mein Zimmerwirt ist Italiener. Manchmal besorgt er den Schinken. Daher weiß ich, dass es nicht immer einfach ist, ihn zu bekommen.«

»Und was die Besucher in den Limousinen angeht ... das sind Italiener, die unsere gute Küche zu schätzen wissen. Mama Maggio macht die beste Bolognesesoße, die es in Hamburg gibt. Uns besucht sogar der italienische Konsul, weil die Soße ihn an seine Heimatstadt Vibo Valentia erinnert.«

Ich hatte aufmerksam zugehört und gab nun zu verstehen, dass ich alles nachvollziehen konnte. »Das erklärt natürlich die Sache und ich bin mir sicher, dass wir einen Weg finden werden, um unser Missverständnis aus dem Weg zu räumen. Ich habe gesehen, dass es hier keinen Mafiosi gibt, und werde das meinem Auftraggeber mitteilen.«

»Bleiben Sie bitte sitzen«, bat Käthe Maggio. »Ich möchte Ihnen noch erklären, warum hier garantiert keine Mafia ein- und ausgeht.«

Sie gab Paolo einen Stupser. Er knöpfte seinen Hemdsärmel auf und schob ihn hoch. Auf dem dunkel behaarten Arm war zwei Fingerbreit über dem Ellenbogen eine kleine runde Narbe zu erkennen.

»Das war die Mafia. In Bovesia, in Kalabrien, haben sie Paolo bedroht. Paolo hat sich gewehrt und man hat auf ihn geschossen. Er ist aus Italien geflohen und deshalb gibt es hier keine Mafia.«

Jetzt klärte sich auch auf, warum der junge Lino auf das Wort *Mafiosi* so überreagiert hatte. Wahrscheinlich hatte er mich falsch verstanden und für einen Abgesandten der Mafia gehalten.

Natürlich war mir im *Festmacher* schon klar gewesen, dass Klaus mit seinem mangelnden Intellekt und seinem Fremdenhass völlig falsche Schlüsse aus seinen Beobachtungen gezogen haben könnte. Käthe Maggios Erklärungen zeigten mir, wie schnell man Leute verurteilen und in Schwierigkeiten bringen konnte, was aber auch nichts Neues war.

Lino tauchte auf, noch groggy und halb gestützt von seiner Oma. Er drückte sich einem Beutel Eis ans Kinn, sah mich böse an und ballte die Faust. Paolo erklärte ihm, in schnell gesprochenem Italienisch, was in den letzten Minuten besprochen worden war, und das Gesicht des jungen Italieners erhellte sich.

Ich bot ihm meine Entschuldigung an und er reichte mir die Hand.

Ich erinnerte mich an den Satz von Klaus »*Damit hat mein Onkel auch schon Itaker erschossen*« und hatte eine Idee, wie ich ihm dies und meine erlittene Blamage heimzahlen konnte.

»Sie haben doch sicher ein Pflaster für mich?«, bat ich Käthe Maggio.

Sie holte zwei aus der Küche und gab sie mir.

»Haben Sie auch ein paar Tropfen Tomatensoße?«

Die Soße träufelte ich auf die Wundkissen der Pflaster und klebte mir beide an die Stirn.

Als Käthe Maggio mit fragenden Augen vor mir stand, fiel mir ein weiteres Detail ein. »Sie haben da so einen wunderhübschen blauen Lidschatten. Würden Sie mir davon ein bisschen auf meine Augenbraue auftragen?«

Zwei Stunden später stand mein Prinz wieder vor dem *Festmacher*.

Es war kurz vor Mitternacht und nur noch ein Gast, der mit der Elblotsen-Mütze, im *Festmacher*. Allerdings war der Kerl nicht mehr wirklich anwesend, denn sein Kopf lag auf den Unterarmen, die Mütze im Nacken und er würgte, als hätte er ein Bündel Katzenhaare verschluckt. Noch kotzte er aber nicht.

Klaus winkte mich bis ans Ende der Theke, damit sein letzter Gast uns nicht hören konnte. »Und? Sind die Itaker von der Mafia?«

Ich sah ihn ernst an und schob ganz langsam meinen Kopf nach vorn, um ins Licht der Hängelampe zu kommen.

Klaus wich sofort zurück, als er mein Gesicht sah.

»Ja. Und sie haben mich erwischt«, knurrte ich. »In die Mangel haben sie mich genommen. Deine Knarre hatte ich hier.« Ich zeigte auf meine Schläfe und auf die scheinbar blutigen Pflaster an der Stirn. Bestimmt war die blaue Verfärbung meiner Augenbraue sehr gut zu erkennen. »Die sind echt hart, Klaus. Ich kann froh sein, dass sie mich haben laufen lassen.«

Klaus wurde blass und stützte sich am Tresen ab. Er kaute auf seiner Unterlippe. »Also doch Mafia?«

»Ja, und ich soll dir etwas ausrichten«, setzte ich nach.

Die Augen des Wirts wurden groß. Eine Heidenangst war in ihnen zu erkennen und ich genoss diesen Augenblick.

»Sie werden dich nicht auf ihre Schutzgeldliste setzen, wenn du dich freikaufst. Einmal bezahlen, danach bist du tabu und hast ewigen Nachbarschaftsschutz. Das ist wohl so gang und gäbe in diesen Kreisen.«

Klaus beäugte mich, sprang dann fast zu seiner Kassenschublade und holte eine Handvoll Zwanzigmarkscheine hervor, die er mir entgegenstreckte. »Ja«, krächzte er. »Sofort! Wie viel?«

Ich hielt meinen Kopf, als würde er mir wehtun. Es dauerte einige Sekunden, bis ich mir einer angemessenen Summe bewusst war. »Tausend Mark.«

»Tau... das ist mehr als eine Monatseinnahme!«

Wieder hielt ich mir den Kopf und stöhnte dabei sehr intensiv. »Ja, das ist viel, aber dann hast du dein Leben lang Ruhe.«

Klaus sagte nichts weiter. Er schluckte nur trocken. Dann legte er die Zwanziger in die Schublade zurück, verschwand hinter der Verbindungstür zu seiner Küche und kam mit einer Geldkassette zurück. Ohne zu zögern, zählte er mir acht Hundertmarkscheine und vier Fünziger auf den Tisch.

Ich steckte das Geld schnell ein. Gern hätte ich mir in diesem Moment die Hände gerieben. »Damit bist du freigekauft, sagen sie.« Ich ging zur Tür und musste mir ein triumphales Grinsen verkneifen. »Ach ja, die Bezeichnung Itaker mögen sie nicht.«

Klaus nickte hektisch und hielt sich am Tresen fest.

Ich verschwand aus dem Lokal, wischte mir vor der Tür die Schminke ab und mied den *Festmacher* einige Wochen lang.

Als Lino Maggio am 1. Mai eine Firma eröffnete, war ich eingeladen. Import und Export italienischer Spezialitäten war das Konzept des Betriebes. Das Startkapital waren eintausend Mark. Auch die neue Firma hieß Maggiolino. Durch einen guten Freund hatte ich Lino eine kleine Lagerhalle mit Kühlraum in Rothenburgsort zur günstigen Anmietung besorgen können.

In dieser Halle saß ich zur Eröffnungsfeierlichkeit, aß mich an italienischem Zeugs satt und prostete dem neuen Unternehmer zu. »Flieg, Maikäfer, flieg!«

Ich dachte in diesem Moment auch an Klaus und erinnerte mich an einen Spruch meines seligen Vaters: »*Junge, die Welt will betrogen sein.*«

Ein Satz, an den ich mich später noch erinnern sollte.

2.

Samstag, 13. Mai 1967

Früher Abend

Zwei Frauen der Untreue zu überführen ist eine schwere Arbeit, das darf ich jedem ans Herz legen, der es einmal versuchen möchte. Noch eine Portion schwieriger wird es, wenn zwei gehörnte Ehemänner die Aufträge zur gleichen Zeit erteilen und ich sie nicht ablehnen kann, weil Ebbe in der Kasse ist. Fast unmöglich wird es, wenn beide Gatten das gleiche zeitliche Limit bis zur Überführung der ach so schändlichen Täterinnen setzen. Diesen Schwierigkeitsgrad hatte ich bewältigt. Bezahlen wollten beide Herren jedoch nur die Hälfte des Honorars, sie zweifelten sogar meine Spesen an, obwohl ich nur Spirit und etwas Verpflegung abgerechnet hatte. Es war, als hätten sie sich abgesprochen. Dabei hatte ich mir einige Tage und Nächte für die Herren um die Ohren geschlagen und nun, nachdem die beiden Ehebrecherinnen von mir per Fotobeweise in flagranti erwischt worden waren, gab es zwar weniger Geld als vereinbart, aber dennoch einen triftigen Grund, mir einen Abschlusstrunk zu genehmigen. Danach plante ich, tagelang im Bett liegen zu bleiben und mich auszuruhen.

Ich suchte mir für den Drink eine bestimmte Bar auf der Reeperbahn aus. *Die blonde Katze*, einen Steinwurf von der Großen Freiheit entfernt. Hier arbeitete Nadja, die ich seit einem halben Jahr als meine Freundin bezeichnen durfte, als Nackttänzerin. Neudeutsch würde man sie als Stripperin bezeichnen.

Nadja trug nur vom Papier her diesen Vornamen. Sie stammte aus Spanien, hatte einen dunklen Teint, der zu

ihren pechschwarzen Haaren passte, und hieß Esmeralda-Maria. Aber nachdem Anthony Quinn in dem Film »Der Glöckner von Notre Dame« den Namen Esmeralda immer so leidvoll gerufen hatte, suchte sie sich einem neuen Namen, als sie vor einigen Jahren nach Deutschland kam. Sie wählte Nadja, einen richtigen deutschen Namen, wie sie mir lächelnd versichert hatte. Ich hielt ihn eher für russisch.

Die blonde Katze war kein Lokal der ersten Garde, obwohl es direkt an der Reeperbahn lag. Nadja hatte schon in besseren Lokalen auf dem Kiez getanzt, bevor sie mir über den Weg gelaufen war, doch ihr Alter hatte sie in die hinteren Reihen gedrängt. Dabei war sie gerade erst dreißig geworden und aus meiner Sicht reizvoller, als viele der jungen Tänzerinnen, die jetzt in der ersten Reihe standen und dem Körperideal dünn und mehr als dünn nachstrebten.

Aber das Showbiz ist bekanntlich kalt und unbarmherzig, auch das des Rotlichts in Hamburg auf dem Kiez.

Da es kurz nach sechs, also noch früh, war und Nadja erst nach Anbruch der Dunkelheit ihren Dienst als eine der wenigen Attraktionen in der *Katze* antrat, hatte ich noch Zeit für einen gemütlichen Umtrunk. Später, so waren meine Pläne, würde ich mir von ihr den Schlüssel zu ihrer Wohnung geben lassen und, nach den tagelangen Observationen die hinter mir lagen, meinen verdienten Schlaf antreten.

Nadja wohnte fast um die Ecke, in der Erichstraße, in einer niedlichen Einzimmerwohnung mit Küche und Kammer im dritten Stock. Fast eine Oase in diesem Viertel und viel besser als die Absteigen, die die anderen Tänzerinnen der umliegenden Klubs und Bars gegen hohe Mieten bewohnten. Auch wenn es in der Wohnung kein Bad gab und die Toilette auf halber Treppe war, fühlte ich mich dort wohl. Es störte mich zwar manchmal, dass meine Liebste ihre Wäsche in der ganzen Wohnung verteilte, aber vielleicht war ich auch zu spießig. Natürlich hatte sie Hausrecht, denn ich wohnte nicht dort, sondern nur wenn Nadja dies erlaubte.

Horst Schaporaniak, der Wirt der *Katze*, von allen nur Chapeau genannt, begrüßte mich noch vor der Tür des Lokals. Er war gerade dabei, einen neuen Koberer anzulernen. Koberer sind die teilweise grobschlächtigen Burschen, die vor den Lokalen des Kiezes stehen und versuchen, mit lockeren und anzüglichen Sprüchen, die Kunden in die Bars zu locken. Dieser neue Koberer war ein junger Mann, der Norman Bates, dem Irren aus dem Film »Psycho«, an Schlaksigkeit noch übertraf. Der Junge war für mein Empfinden also nicht die ideale Figur, um einen Anschnacker vor einem Stripteaseschuppen zu geben. Er hatte keine breiten Schultern und sah auch nicht sehr gesprächig aus. Ich wunderte mich über Chapeaus Auswahl.

Der Wirt der *Katze* gab mir einen Klaps auf die Schulter. »Dein Nadja ischt erst naher doa!« Man hörte ganz genau, dass Horst Schaporaniak garantiert kein gebürtiger Norddeutscher sein konnte. Er war auch kein Pole, wie sein Name vermuten ließ, sondern waschechter Schwabe.

»Ich will nur ein oder zwei Bierchen kippen, Horst.«

Chapeau zwinkerte verschwörerisch. »Wohl bevor deine Liebste mitzählen kann, oder?«

Ich knuffte ihn in die Seite. »Erfasst, du alter Schwere-nöter. Danach geht es in die Heia, bevor die Liebste mich auch noch schnappen könnte.«

»Na dann geh man rein, ehe sie hier ist und dir dein Bier verbietet.«

»Biere, Horst. Biere. Ich habe Durst.«

Als ich die *Katze* betrat, dröhnte David Garricks *Mrs. Applebee* aus den Lautsprechern der Musikbox. Gitte, die Bardame, polierte gelangweilt einige Gläser. Der Song war im Frühjahr der absolute Hit gewesen und Gitte in ihrer Branche vor ungefähr fünfzehn Jahren.

Das Innere der *Katze* war fast ausschließlich in Hellblau gehalten. Chapeau liebte diese Farbe, obwohl sie durch die schummrige Beleuchtung grau wirkte. Bilder von nackten

und sich lasziv rekelnden Schönheiten waren auf große Stoffrahmen gespannt und wurden von roten Strahlern angestrahlt. Auf den Tischen standen kleine Schirmlampen und Ministatuetten, die Paare, meist mythologische Figuren, in frivolen Stellungen abbildeten.

Die Theke hingegen war L-förmig und einfach gehalten, bis auf die Spiegelfläche hinter den Regalen.

Als Gitte mich sah, kam sie mit einer Bierflasche an meinen Thekenplatz. Keine kleine Knolle, sondern gleich einen halben Liter. Gitte kannte mich gut und sah mir meinen Durst an. Mit einem kurzen Daumendruck ließ sie den Bügelverschluss aufspringen. Sie hatte Übung darin und einen starken Daumen. »Das Erste geht aufs Haus.« Sie stellte die Flasche ab, beugte sich über die Theke und gab mir einen Kuss auf die Wange. Ich versuchte, meinen Blick aus ihrem tiefen Dekolleté zu verbannen. Nicht, dass ich etwas gegen tiefe Dekolletés hatte, im Gegenteil, aber Gitte war praktisch und faktisch die Mutter des Lokals. Und welcher Erwachsene guckt seiner Mutter schon in den Ausschnitt? Ich nicht, also sah ich weg.

Gitte und Chapeau. Beide gehörten zusammen wie der Hafen und Hamburg und lange Zeit hatte ich sie für ein heimliches Ehepaar gehalten, da sie auch so miteinander umgingen. Irgendwann hatte Chapeau mir gesteckt, dass er auf blonde Jungs stand. Blond und kräftig. Gitte hingegen, so konnte ich erfahren, lebte seit dem Krieg mit einem Sanitäter zusammen.

Sie polierte wieder ihre Gläser und fragte mich, wie es mir in den letzten Tagen ergangen sei. »Du siehst so abgekämpft aus, Schatzi«, flötete sie mir entgegen.

»Bin ich, Gittchen, bin ich.« Ich nahm einen beherzten Schluck aus der Flasche, zündete mir dann eine Zigarette an. »Ich habe zwei Damen der besseren Gesellschaft todesmutig aus den Tentakeln ihrer Liebhaber befreit und sie zurück in den Schoß der treu sorgenden Ehegatten geführt.«

»Jo klar, bestimmt zurück zu solchen Ehegatten, die heute Abend hier sitzen und ihre Handmaschinen schwingen, wenn unsere Mädels ihre Ärsche zeigen.« Sie bewegte das Sektglas in ihrer Hand mit einer obszönen Geste auf und ab. Dabei sah sie mich Wimpern klimpernd an, bevor sie ernster wurde, ohne jedoch das Lächeln zu vernachlässigen. »Das soll deine Leistung nicht schmälern. Du bist eben ein Guter. So einer wie der Simon Templer.«

»Templar«, verbesserte ich. »Hast du gestern freige habt und konntest deinen Held im Fernsehen bewundern?«

»Ja, kam um Neune im Ersten. Da wollten zwei Gauner einen Minister mit so einer Weibergeschichte erpressen, doch Simon Templer hat das wie immer geregelt. Is schon 'n hübscher Mann, dieser Roger Moore. Und zuschlagen kann der ...« Sie verdrehte die Augen.

»Apropos zuschlagen ... Chapeau will doch den dünnen Kerl nicht wirklich an die Tür stellen, oder?«

»Das macht er einem Freund zum Gefallen«, erklärte Gitte. »Der Junge sucht seit Monaten eine Arbeit.«

»Das ist doch kein Kerl für den Kiez. Das ist ein Hemd.«

»Vielleicht.« Sie sah mich an, als hätte sie etwas Großes auf dem Herzen.

Ich kannte diesen Blick. »Was ist los? Soll ich wieder einem deiner nervenden Verehrer auf die Füße treten?«

»Nee«, sagte sie. »Ich wollte dich nur fragen, wie es zwischen dir und Nadja so läuft.«

»Warum?«

»Weil ich dich mag, Schatzi, und will, dass es dir gut geht.«

»Na ja, wir lieben und streiten und versöhnen uns. Wie alle anderen Paare auch. Es läuft also gut.«

»Gut!«

Doch das kam nicht überzeugt rüber.

»Was ist, Gitte? Lass es raus.«

Sie ging zum Spiegelregal, nahm eine Likörflasche, schenkte sich ein und nippte daran. »Ich habe Nadja jetzt schon zweimal mit einem anderen Mann gesehen.«

Ich nickte. »Das kann gut sein. Sie ist Tänzerin und manchmal werden die Mädchen eben zu einem Getränk eingeladen.«

»Nein. Ich habe gesehen, dass sie noch vor Ende der Show, gleich nach ihrem Auftritt, mit einem Mann die *Katze* verlassen hat.«

Das war etwas anderes. Normalerweise blieben die Mädchen bis zum Ende der Vorstellung, falls eine Tänzerin ausfällt und Ersatz benötigt wird. »Zweimal sagst du? Immer derselbe Mann?«

Gitte polierte wieder ihre Gläser. »Ja, den habe ich vorher nie hier gesehen.«

»Wann war er das letzte Mal hier?«

»Vor drei Tagen. Da hatte Nadja sogar ihr Programm gekürzt, was Chapeau natürlich ärgerte. Frag ihn ruhig danach.«

Ich wollte nach einer Beschreibung des Mannes fragen, doch das Quietschen von Pneus auf Asphalt, direkt vor der *Katze*, hielt mich davon ab.

Neugierig drehte ich mich auf dem Barhocker herum, um einen Blick durch die Eingangstür zu werfen. Es schien alles normal, doch dann kam Chapeau rückwärts durch die Tür und kaum hatte sein Fuß die Schwelle übertreten, wurde er geschubst. Er strauchelte mit rudernden Armen und geriet zwischen zwei Stühle.

Chapeaus neuer Koberer landete nur eine Sekunde später bäuchlings mitten im Raum.

Ich war verblüfft. Es war zwar früh am Abend, die Straßen aber schon zu belebt, um einen Laden wie die *Katze* zu überfallen. Und nach einem Überfall sah es aus.

Drei Männer in schwarzen Anzügen und mit schwarzen Handschuhen marschierten in den Laden. Sie waren mittel-

groß, ziemlich kräftig und die Gesichter maskiert. Der Vorderste hatte sich schwarze Nylons übergezogen und die beiden anderen trugen Skimützen, die bis weit über das Kinn reichten. Für die Augen waren schmale Schlitze ausgeschnitten. Der letzte Mann machte die Tür zum Lokal hinter sich zu und blieb an Ort und Stelle stehen. In seinem Hosenbund entdeckte ich eine Walther PP. Die Waffe, die auch von der Hamburger Polizei benutzt wurde.

Der Koberer rappelte sich langsam auf, bekam aber sofort einen Tritt in den Rücken, kaum dass er die Fußsohlen auf dem Boden hatte. Er flog auf mich zu, stolperte, schlug erneut auf dem Boden auf und sein Kopf knallte hart an die Chromfülleiste der Theke.

Ich sprang von meinem Hocker herunter, nahm den Hals meiner Bierflasche umgedreht in die Faust und ignorierte, dass der Gerstensaft sich auf das Gesicht des benommenen Norman-Bates-Ebenbilds ergoss. Es war mir in diesem Moment ziemlich egal, wer nass wurde, denn hier war etwas nicht in Ordnung und Chapeau, der ein Freund von mir war, lag kopfschüttelnd und sichtlich betreten am Boden. Er versuchte gerade, die zwei Stühle zu beseitigen, wobei er sich wirklich nicht geschickt anstellte. Ich nahm an, dass er sich bei dem Sturz auch am Kopf verletzt hatte.

»Was glaubt ihr eigentlich, was ihr hier macht?«

Das Strumpfhosengesicht, der mir am nächsten stand, legte seinen Kopf zur Seite, als hätte er meine Worte nicht richtig verstanden.

»Sag es mir«, forderte er mich einen Augenblick später mit krächzender Stimme auf.

Ich ahnte nach diesen Worten nichts Gutes und ging in Verteidigungsposition. Aus der Jukebox kam die letzte Strophe von *Dandy* von den Kinks. In gewisser Weise sah ich mich einer verrückte Art Dandy gegenüber.

Gitte ließ ihre Gläser Gläser sein und duckte sich hinter dem Tresen ab, während das Lied ausklang.

»Ihr seid gerade in einen Laden von Butscher Möhrs eingefallen.«

Der Mann stellte seinen Kopf wieder gerade und sah sich nach seinem linken Mann um. »Ach, wer ist denn dieser Butscher?«

Entweder hatte ich einen völlig bekloppten Kerl vor mir oder den kaltschnäuzigsten Hund, den ich je kennengelernt hatte.

Ich versuchte es mit einer kurzen Aufklärung. »Jonas Möhrs ist einer der beiden Bosse auf St. Pauli. Ich glaube nicht, dass er von eurer Art hier einzudringen erfreut sein wird.«

Ich erkannte ein breites Grinsen unter dem dunklen Strumpf. »Ich dachte immer, Frieda Schulz sei der Chef auf dem Hamburger Kiez. So kann man sich irren.« Er schob die rechte Hand in seine Jacke und hielt plötzlich einen kurzläufigen Revolver in der Faust. Die Mündung der Waffe richtete er auf Chapeau, doch die Augen in den Schlitzen des Nylons sahen mich an. »Lass deine Pulle einfach auf den Boden fallen, Feuerkopf.«

Ich mochte zwar die Anspielung auf meine Haarfarbe nicht, aber ich ließ die Flasche fallen. Ich wollte den Kerl nicht reizen, denn mit dem Revolver in der Faust war er klar im Vorteil.

Meine Bierflasche landete erst im Rücken des Koberers, bevor sie klirrend über den Boden rollte.

Ich wollte es erneut mit einer Warnung probieren, dieses Mal im freundlicheren Ton. »Ehrlich, ihr solltet das hier abbrechen, bevor ...«

Das Nylongesicht unterbrach mich, indem er eine Hand hob. »Halt dein Maul! Du bist doch kein Mann von diesem Möhrs? Ich habe dich nie in seiner Nähe oder in der seiner Küchenschaben gesehen. Was mischt du dich also ein?«

Er kannte Butscher Möhrs und dessen Gefolge demnach doch, oder hatte von ihnen gehört. Ich entschied

mich, dass der Kerl, so wie er sich verhielt, zwar kalt-schnäuzig, aber auch lebensmüde war.

Ich zeigte auf Chapeau, der nur noch auf den kurzen Lauf der Waffe startete. Chapeau war nie ein wirklich mutiger Mann, jetzt hatte ihn alle Courage verlassen. Sein Gesicht war in den letzten Minuten um Jahre gealtert, kalkweiß geworden und seine Stirn glänzte. Panik- oder Angstschweiß. »Ich bin ein Freund von ihm und ein Gast.«

»Dann solltest du deinen Kopf nicht in eine Schlinge stecken, die für dich nicht gemacht wurde. Sei kein Idiot, stell dich einfach an den Tresen und halt deine Fresse. Und sag der faltigen Nutte dahinter, dass sie aufstehen soll. Ich will sie sehen.«

Gitte stöhnte, als sie langsam wieder auftauchte. Sie sah mich ängstlich an und ich versuchte, ihr mit einem langsamen Nicken Mut zuzusprechen. Ich erkannte aber, dass es nicht half.

Nylongesicht gab seinen Begleitern ein kurzes Zeichen und sie rührten sich das erste Mal, seitdem sie die *Katze* betreten hatten, vom Fleck.

Der linke Maskenträger, der mit der Walther im Hosenbund, trabte in meine Richtung, schnappte sich einen Barhocker und warf ihn, knapp an Gittes Kopf vorbei, in das Regal mit den Spirituosen und Gläsern. Gitte sprang kreischend zur Seite, die Arme schützend über ihre Haar-sprayfrisur gelegt.

Chapeau hatte die Spiegelregale erst vor ein paar Wochen renovieren lassen. Jetzt zersplitterten teure und billige Flaschen, Glasböden und der große Spiegel mit einem lauten Getöse unter der Wucht des einschlagenden Hockers.

Der andere Maskenmann packte sich die zwei Stühle, zwischen denen der zitternde Chapeau saß und schleuderte sie, als wären es nur Papierflugzeuge, quer durch den Raum. Das wiederholte er mit sechs anderen Stühlen und einem runden Tisch, an dem normalerweise vier Gäs-

te Platz fanden. Das Möbel schoss durch den Raum und warf die anderen Tische um, als wären sie Pins auf einer Bowlingbahn. Der Kerl warf weitere Stühle. Die lasziven Wandbilder wurden zerfetzt und die Tischstatuen gingen zu Bruch. Leuchten wurden von den Wänden gerissen.

Der Körper zu meinen Füßen bewegte sich. Ehe ich reagieren konnte, baute sich Chapeaus Koberer wankend vor mir auf, drehte sich wie ein Derwisch um die eigene Achse und sprang dem Kerl entgegen, der gerade noch die Schnapsauslage in Schutt und Scherben gelegt hatte.

Ich wollte den jungen Koberer warnen und aufhalten, doch es war zu spät. Er lief direkt in eine harte Gerade. Ich hörte regelrecht, wie seine Schneidezähne sich verabschiedeten. Er blieb stehen, als hätte ihn der Blitz getroffen. Sein dünner Körper taumelte zwar wie eine lange Pappel, aber er blieb auf den Beinen, was nach diesem Schlag durchaus grotesk wirkte und mir unwirklich erschien. Wie konnte ein so dünner Mann so einen Hammerschlag wegstecken, ohne direkt ins Reich der ewigen Träume befördert zu werden? Auch der Kerl mit der harten Faust stand mit offenem Mund und verwirrtem Blick vor dem Koberer. Sicher kannte er bisher andere Reaktionen auf seine genau geschlagene Gerade.

Nylongesicht schwenkte seinen Revolver herum und sah seinen Begleiter an. »Soll ich ihm ins Bein schießen? Oder willst du ihm die Arme brechen?«

Es war Zeit einzuschreiten und ich hob meine Hände, um das Nylongesicht zu besänftigen. »Warum sollte er das tun? Den Laden auseinanderzunehmen wird schon ausreichen, um Butscher gegen euch aufzubringen. Wenn ihr jetzt noch ...«

Ehe ich meinen Satz beenden konnte, bewegte sich Nylongesicht rasend schnell auf mich zu und knallte mir den Griff des Revolvers mitten ins Gesicht.

Das Nasenbein schien zu explodieren. Mein Gesicht wurde von Schmerzen überspült, die Oberlippe drohte

zu platzen und mir wurde schwarz vor Augen. Als ich auf meinen Knien landete, tropfte Blut aus meiner Nase auf mein Hemd.

»Ich glaube, du bist echt ein Idiot!« Nylongesicht flüsterte in mein Ohr und drückte mir den Revolver an die Stirn. Finger krallten sich in mein Haar und rissen den Kopf hoch. Mein Nasenbein demonstrierte mit einer weiteren Attacke aus Schmerzen, sendete Impulse über das ganze Gesicht aus. Blut lief mir über Oberlippe und Kinn und meine Augen füllten sich unweigerlich mit Tränen.

»Du solltest dir angucken, wie mein Freund Knochen bricht, damit du das nächste Mal einfach deine Fresse hältst.«

Ich konnte die Tränen nicht wegwischen, denn meine Arme hingen leblos am Körper hinunter, als hätte man sie von ihrer Stromquelle getrennt. Sicher eine Art Schock, redete ich mir ein.

Wie durch einen Schleier sah ich, dass sich der Maskenmann ein einzelnes Stuhlbein aus den Trümmern der Einrichtung nahm, es kurz in der Hand abwog, ausholte und dann mit aller Kraft zuschlug.

Der kantige Prügel traf den Koberer, der noch immer aufrecht wackelte, am linken Oberarm. Die unheimliche Wucht des Schlages hob den schmalen Kerl von den Beinen und schleuderte ihn bis zu der Tür des Notausganges. Es krachte, als er dort gegen das Holz prallte.

Sein schmerzerfülltes Brüllen kam mir in diesem Moment lauter vor als eine Luftschuttsirene.

Gitte brach hinter dem Tresen zusammen.

Ich war wütend und meine Arme bekamen wieder Blut und Strom.

Nylongesicht passte einen Augenaufschlag lang nicht auf und der Lauf des Revolvers löste sich von meiner Stirn.

Ich nahm all meine Energie zusammen, stemmte mich von den Knien und ballte die rechte Faust. Ich wollte dem

Kerl einen Haken verpassen, den er nie vergessen sollte, doch er reagierte schneller, als ich ahnen konnte. Sein kurz ausgeführter Schlag in meinen Nacken brachte mich sofort auf die Kniescheiben zurück.

»Sagt eurem Butscher, dass uns dieser Laden nicht gefällt. Er ist zu dreckig. Zu viele Kakerlaken. Wir suchen uns einen anderen.«

Langsam kippte ich nach vorn. Wie hätte wohl Simon Templar in dieser Situation ausgesehen? Gitte?

Chapeau saß an der Treppe zur Bühne und zitterte am ganzen Leib.

Jan, der Koberer, lag vor dem Notausgang am Boden, inzwischen nicht mehr besinnungslos. Bei ihm hockte ein Arzt. Der Mediziner warf gerade eine leere Spritze in seine Tasche. Das injizierte Schmerzmittel schien sofort zu wirken, denn Jan *hörte auf*, laut zu stöhnen. Er schloss nur noch die Augen und wippte mit dem Kopf hin und her.

Steffi, eine der Tänzerinnen der *Katze* war glücklicherweise früher als sonst zur Arbeit gekommen und hatte uns eine viertel Stunde nach dem Überfall gefunden. Chapeau völlig verstört und nicht ansprechbar, Gitte noch ohnmächtig, mich am Boden liegend und den Koberer bewusstlos.

Geistesgegenwärtig rief sie sofort im Bordell *Marie & Antoinette* an, das Jonas Möhrs als Hauptquartier benutzte, und nicht bei der Polente. Möhrs gab ihr klare Anweisung, niemanden in den Laden zu lassen, ließ dann seine Jungs zusammentrommeln und sich hierherbringen. Vor der *Katze* standen nun sein Mercedes SL und zwei Autos seiner Leute. Der Arzt war keine fünf Minuten nach Möhrs aufgetaucht.

Steffi konnte die mittlerweile wieder erwachte Gitte trösten und mit einem Taxi nach Hause bringen.

Butscher Möhrs saß auf einem unversehrten Stuhl neben dem Eingang. Das Sitzmöbel wirkte winzig unter dem massigen Körper des Kiez-Bosses.

Möhrs war erstaunlich ruhig, wenn man die Tatsache betrachtete, dass er in einer seiner Bars saß und diese vor einer Stunde komplett auseinandergenommen wurde. Doch die Ruhe trog. Wer Butscher Möhrs kannte, wusste, dass es in ihm immer dann richtig kochte, wenn er besonders still war.

Sein Leibwächter, ein kleiner drahtiger Kerl mit dem Namen Heiko, war im Türrahmen der Eingangstür postiert und starrte mich an. Warum er mich im Visier hatte, wusste ich nicht, aber dieser Blick war stechend und unangenehm. Seine Hände hielt er vor seinem Hosenstall gefaltet, wobei er in seiner Rechten eine schwarze Colt Commander hielt. Heiko fehlten nur Nadelstreifenanzug und weiße Gamaschen, dann könnte er, mit seinem Narbengesicht, direkt in einem billigen Mafiafilm einsteigen. Ich mochte diesen Kerl nicht, denn ich glaubte, dass er selbst seine Mutter verkaufen würde, wenn er einen Nutzen daraus ziehen könnte.

Drei weitere Männer von Möhrs waren in der Bar verteilt. Unter ihnen Carl Heinzmann, Möhrs' rechte Hand. Er wurde von allen nur Japaner genannt. Wie ein zufälliger Beobachter saß er auf dem Rand der Bühne, ein Bein locker baumelnd, und gab auf Chapeau acht. Dieser Mann hatte Stil und blieb ruhig, obwohl die Situation eigentlich von Unruhe geprägt war.

Doktor Markowiak kannte ich vom Kiez. Er kam zu mir und präsentierte mir einen breiten Mulltupfer. Der Doktor tastete meine Nase ab und die Knochen unterhalb der Augen. »Die Nase war schon mal gebrochen?«

Ich nickte. »Ist vor einigen Jahren beim Boxen passiert.«

»Hm«, machte der Arzt. »Gesicht und Jochbein scheinen in Ordnung, aber ich sollte das Nasenbein richten. Seien Sie froh, dass es kein offener Bruch ist.«

»Mit Betäubung?« Ich wollte für heute jedes weitere Leiden vermeiden. »Beim letzten Mal heilte es so und ein Richten war nicht nötig.«

»Jetzt schon. Das ist nur ein kurzer Schmerz. Heftig, aber kurz. Holen Sie einfach tief Luft. Vielleicht ist Ihre Nase hinterher schöner als jetzt.«

Während er diese knappe Erklärung abgab, hatte er eine Hand an meinen Hinterkopf gelegt und den Mulltupfer über meine Nase. Dann schritt er sofort zur Tat.

Ehe ich mich versah, schossen mir Schmerzen bis in die Stirn und Tränen in die Augen. Es knackte ekelhaft in meinem Zinken. Ich hatte das Gefühl, als würde es Zahnräder in meinem Gesicht geben, die gerade blockierten, übersprangen und dabei auseinanderbrachen. Zum Luftholen hatte ich keine Zeit bekommen.

»Fertig.« Der Doktor schob mir zwei getränkte Mulltampons in die Nasenlöcher und schlug mir kameradschaftlich auf die Schulter. »Kommen Sie morgen in meine Praxis. Dann müssen wir uns die Nase noch einmal genauer ansehen. Falls Sie Schmerzen haben, nehmen Sie Aspirin. Es ist ein schöner Bruch, wird also nicht so schmerzhaft werden. Die Schwellung bleibt noch ein paar Tage und Farbe bekommt die Nase auch noch.« Er nahm seine Tasche und ging zu Butscher Möhrs.

Meine Nase pochte und ich bekam Kopfschmerzen. Nicht so schmerzhaft? Wo gab es Aspirin? Ich wollte ins Bett, doch ich wusste, dass ich in der nächsten Stunde keine Matratze zu Gesicht bekommen würde.

»Ihr Jan hat wahrscheinlich einen Bruch des Oberarmknochens, direkt über dem Ellenbogen«, erklärte der Arzt Möhrs. »Er muss unbedingt in ein Krankenhaus, damit der Bruch gut behandelt wird. Kann er irgendwo gefallen sein?«

Möhrs verstand und gab seiner rechten Hand ein Zeichen. Carl Heinzmann sprang von der Bühne herunter und ging zu seinem Chef.

»Jan ist gerade an den Landungsbrücken eine Treppe hinuntergefallen. Ich will drei Zeugen für den Unfall.«

Japaner Carl nickte und wandte sich an den Arzt. »Können Sie seinen Arm für einen Transport fixieren? Wir müssen ihn an den Unfallort bringen und den Rettungswagen rufen.«

»Ich werde ihm eine einfache Schiene anlegen. Die müssen Sie vor Ort aber vorsichtig entfernen.«

»Schnell und vorsichtig.« Heinzmann tippte sich mit einem Finger an die Stirn und verschwand durch den Notausgang, der auf den Hinterhof führte. In wenigen Minuten würde dort ein Transporter warten und Jan aufnehmen, ohne dass es jemand mitbekam.

Markowiak ging wieder zu seinem Patienten.

Möhrs rief einen anderen seiner Männer heran. »Räumt hier auf. Der Laden läuft weiter, als wäre nichts geschehen! Kein Zeichen nach außen! Besorg einen Elektriker für die Beleuchtung und Plakate von irgendwelchen Sexfilmen, als Ersatz für die Bilder. Ich will in zwei Stunden eine komplette Bar sehen. Wenn nötig, hol dir Hilfe und Möbel aus dem *Tscha-Tscha-Tscha*. Wer immer das hier verursacht hat, soll nicht triumphieren, indem wir den Laden schließen.« Der Mann wollte gehen, doch Möhrs hielt ihn auf. »Sorg dafür, dass zwei Männer hierherkommen. Sie werden an der Tür stehen. Mit Knarren. Und lass die Wagen vor dem Laden verschwinden. Ich bleibe noch und nehme später ein Taxi.«

Er hievte sich vom Stuhl hoch und kam zu mir an die Theke. Er war ein paar Zentimeter kleiner als ich und seine Figur konnte man am besten mit dem Begriff quadratisch bezeichnen. Der Butscher war so breit wie groß, wirkte aber nicht fett oder träge. Ich wusste, dass er täglich Gewichte stemmte und ein Karatetraining absolvierte.

Man nannte ihn Butscher in Abwandlung des englischen Wortes für Schlachter. Nicht weil er seine Differenzen so blutig wie ein Metzger regelte, sondern weil er als Jugendlicher in den Schlachthöfen gearbeitet hatte. Damals, kurz nach dem Krieg, lieferte er nebenher noch Fleisch an einige

Kiezlokale. Als ein Wirt nicht zahlen konnte, oder wollte, *überzeugte* Butscher ihn, dass man Schulden zu begleichen hatte. Der Wirt wurde am nächsten Tag auf einem Lastwagen mit Schlachthofabfällen gefunden. Lebend zwar, aber mit arg verbeultem Gesicht. In Hamburg hat man ihn nie wieder gesehen. Möhrs war seit diesem Tag plötzlich Gastronom und stand am Anfang seiner Karriere.

Doch Möhrs war nicht der alleinige Herrscher auf St. Pauli. Er teilte sich seinen Einflussbereich mit Wilfrid Schulz, bekannt als Frieda Schulz. Woher der Name Frieda kam, wusste niemand ganz genau. Es gab nur Vermutungen, doch in Schulz' Gegenwart vermied man es, den Beinamen zu nennen. Schulz verabscheute ihn. Möhrs hingegen mochte seinen eigenen Spitznamen und benutzte ihn selbst.

Frieda Schulz und Butscher Möhrs hatten vor zwei Jahren ein Abkommen geschlossen, nachdem sie eine Kiez-Übernahme von Wiener Zuhältern bekämpft und rückgängig gemacht hatten. Schulz war damals, für alle sichtbar, gegen die Österreicher vorgegangen, während Möhrs im Hintergrund die Fäden gezogen und Schulz den Rücken freigehalten hatte. Nach dem Zuhälterkrieg teilten sich Möhrs und Schulz das Rotlicht im Verhältnis von eins zu zwei auf und waren die unangefochtenen Bosse. Wer auf dem Kiez etwas aufbauen wollte, bekam den wichtigen Hinweis: »Fragt erst die beiden Könige. Fragt M und S.«

Schon aus diesem Grund war ein Überfall auf einen Laden von Möhrs ein wahnwitziges Unterfangen. Die *Katze* gehörte zwar offiziell Chapeau, aber Möhrs war stiller Teilhaber. Jeder Angriff auf die Macht von Möhrs bedeutete unweigerlich Ärger.

Möhrs stellte sich hinter die Theke, suchte aus den Trümmern der Bar eine heile Flasche Whisky und Gläser heraus und schenkte uns ein. Die Schnapsflasche trug das rote Etikett mit dem Wandersmann. »Warum warst du hier, Sünder?«

Butscher duzte alle. Ein Überbleibsel aus seiner Zeit im Schlachthof.

»Man kennt ihn doch als KD. Den Kneipendetektiv«, rief Heiko, bevor ich antworten konnte. Er lachte höhnisch. »Oder heißt das Kiezdetektiv?«

»Heiko«, sagte Butscher scharf. Der Leibwächter behielt sein Grinsen, nickte aber.

Butscher sah mich fragend an.

»Ich wollte nur einen heben. Und was den Hohn dieses Furchengesichts angeht. Ja, ich bin oft in den Klubs unterwegs. Da gibt es die meisten Informationen abzuholen.«

»Prost!« Möhrs genügte meine Antwort. Er kippte sich den Whisky hinter die Binde. »Und du wolltest sicher deine Kleine sehen, was?«

Ich wunderte mich nicht, dass er von Nadja und mir wusste, dennoch stellten sich meine Nackenhaare auf.

»Ich habe es nicht gern gesehen, dass ein Schnüffler sich mit einem Mädchen aus meinen Läden trifft«, erklärte Möhrs. »Du bist ja so ein bisschen auf der anderen Seite unserer Branche. Das riecht eigentlich nach Ärger, doch man sagte mir, dass du ganz in Ordnung bist, daher habe ich dich in Ruhe gelassen.«

»Danke. Wer war denn der Verteidiger meiner Ehre? Vielleicht sende ich ihm Pralinen.«

»Die gebrochene Nase scheint dir nicht den Humor genommen zu haben.«

Ich spürte sofort den Schmerz in meinem Gesicht. »Es geht noch«, meinte ich kleinlauter, aber als ich nach unten blickte, hatte ich den Eindruck, dass meine Nase auf die doppelte Größe angeschwollen war.

An der Tür neben der Bühne tauchten jetzt einige Tänzerinnen auf, da ihre Arbeitszeit begann. Unter ihnen war auch Nadja.

Ich zwinkerte ihr aufmunternd zu, dachte aber sofort an den Kerl, von dem Gitte mir erzählt hatte.

Möhrs gab Heiko einen Wink und ließ die Mädchen in die Künstlergarderobe bringen. Nadja warf mir sorgenvolle Blicke zu, fügte sich aber dem Befehl des Bosses und zog sich mit ihren Kolleginnen zurück.

Möhrs fing an, ganz gebliebenen Flaschen vom Boden aufzulesen. Er stellte sie auf dem Tresen in einer Reihe auf. »Wie ist die ganze Chose abgelaufen?«

Ich versuchte, ihm den Überfall so detailliert wie möglich zu berichten und erwähnte die Polizei-Pistole im Hosenbund des Mannes, der dem Koberer den Arm gebrochen hatte.

Möhrs ignorierte den Hinweis auf die Waffe. »Kamen dir die drei bekannt vor?«

Ich schüttelte den Kopf und stöhnte auf. Schnelle Bewegungen taten meiner Nase nicht gut. »Sie waren maskiert und gleich groß. Die hatten sogar die gleiche Konfektionsgröße.«

»Überhaupt keine Hinweise auf Leute, die wir kennen?«, bohrte Möhrs nach.

Ich trank vom Whisky, in der Hoffnung, dass der Alkohol den Schmerz bekämpfen würde. »Die sind mir noch nicht untergekommen. Aber die kannten Sie. Vielmehr der Mann mit dem Nylonstrumpf. Er wusste, dass ich nicht zu Ihren Leuten gehöre.«

Möhrs bewegte sein Glas und sah zu, wie sich der Schnaps darin hin und her wog. »Zu wem gehörst du überhaupt, Sünder?« Er hob den Blick und seine Augen sagten mir, dass diese Frage keinen Spaßcharakter hatte.

Ich musste nicht lange nachdenken. »Weder zu Ihnen noch zu Frieda Schulz. Aber auch nicht zu den Bullen. Ich bin nur ein kleines Licht auf dem Kiez, aber ich kann behaupten, dass mein Arsch mir gehört.« Ich sah zur Bühne, wo Chapeau immer noch saß und zitterte. »Ich habe Freunde hier auf dem Kiez. Die gehören zu Ihnen oder zu Schulz. Oder zu niemandem.«

»Wer sagt mir, dass du nicht zu diesen Kerlen gehörst und diese Scheiße hier mit angezettelt hast? Vielleicht hast du den Laden für diese Kerle ausbaldowert?«

»Nein.« Ich *überlegte*, ob der neue Kerl von Nadja den Laden ausspioniert hatte. Doch ich sagte nichts. Es war vielleicht nur eine dumme Idee aus Eifersucht geboren.

Heiko kam näher. Als er die Frauen nach hinten gescheucht hatte, war seine Knarre im Hosensbund verschwunden. Jetzt hielt er sie wieder in der Hand.

»Ich lebe seit einigen Jahren hier. Und ich fühle mich wohl. Warum sollte ich mir mein Leben mit so einer lebensmüden Aktion versauen?«

Möhrs schloss die Augen. Er lehnte sich mit den Armen auf die Theke und schwieg ein paar Minuten. Dann richtete er sich ruckartig auf. »Ich will das mal so hinnehmen. Du gehst morgen zum Doktor. Die Rechnung zahle ich, weil du Gast warst. Allerdings bist du hier der Detektiv. Wenn du etwas über diese Typen herausbekommst, zahle ich dafür. Wenn du nichts herausbekommst, ist wenigstens die Arztrechnung beglichen. Ich engagiere dich nicht, biete dir nur eine Belohnung, falls du auf etwas stößt. Und wenn ich noch Fragen habe, lasse ich dich holen.«

Er gab mir mit einem Nicken zu verstehen, dass unser Gespräch beendet war.

Drei Minuten später lagen Nadja und ich uns in den Armen und sie gab mir ganz zart gehauchte Küsse auf die schmerzende und jetzt angeschwollene und zukünftig noch krummere Nase. An den fremden Kerl dachte ich in diesem Moment nicht mehr.

3.

Dienstag, 30. Mai 1967

Vormittag

» **A**m 30. Mai ist der Weltuntergang, wir leben nicht mehr lang, wir leben nicht mehr lang ...«, krakeelte eine Altherrenstimme durch das kleine Schneidergeschäft in Altona.

Drei Minuten vorher hatte Samuel Isaak Jahn seinen Laden verlassen, mit dem kurzen Hinweis in meine Richtung, dass er noch schnell Briefmarken besorgen müsse. Nun stand er vor mir, mit einem Stück Schwarzwälder Kirschtorte auf einem Teller, und sang seltsamerweise dieses alte Karnevalslied. Dabei wurde das Grinsen in seinem Gesicht immer breiter und das Stück Torte kam mir immer näher.

Ich legte die Zeitung auf den Schreibtisch.

»Herzlichen Glückwunsch, Friedhelm!«, trompetete Samuel nach dem Lied und erging sich dabei in einem Gemisch aus Pommerschen Dialekt und Hamburger Platt. Er strahlte mich über beide Wangen hinweg an.

Überrascht stand ich hinter meinem Schreibtisch auf. »Ich ahnte nicht, dass du weißt, wann ich Geburtstag habe.«

Der alte Schneidermeister zwinkerte und zauberte aus seiner Hosentasche eine Kuchengabel hervor. Er polierte sie an seiner Weste, bevor er sie auf den Teller legte. »Der Tag ist in meinem Kalender mit einem dicken schwarzen Kreuz gekennzeichnet, mein Guter. Deine Mietzahlungen sind mit roten Kreuzen markiert, da ausstehend.«

Ich nahm den Kuchenteller entgegen und setzte mich. »Und du hast dich auch noch in Unkosten gestürzt? So ein teurer Kuchen. Eine Frikadelle hätte es auch getan. Oder eine Bockwurst. Natürlich mit Kerze.«

Die unzähligen Falten in Samuels Gesicht dehnten sich, als er nun lachte. »Den Preisunterschied zur Wurst setze ich dir auf die nächste Mietabrechnung. Zu den roten Kreuzen.«

»Alter pommerscher Geizhals!«

Samuel war seit 1951, ein Jahr, nachdem er aus dem Pommerschen Colberg vor den Russen geflohen war, Inhaber der kleinen Schneiderei in dem Kellergeschäft am Anfang der Holländischen Reihe. Im letzten Oktober, als ich mir bei ihm im Laden einen Schreibtisch anmietete, feierte er sein 15jähriges Jubiläum. In der Gegend war er sehr bekannt, nicht nur für die Tatsache, dass er schwul und zudem Jude war, was natürlich jeder wusste, aber, aus der Vergangenheit heraus, niemand negativ zu bewerten wagte, sondern weil seine Arbeit ohne Zweifel als die beste in der Gegend galt. Letzteres unterdrückte bei den Leuten das Naserümpfen zu seiner sexuellen Neigung und brachte ihm zur Bekanntheit auch noch Beliebtheit ein. Nur bei mir war er manchmal unbeliebt. Immer dann, wenn er am Monatsende seine fünfzig Mark für die Schreibtischmiete und das Geld für die Telefonbenutzung einkassieren wollte.

Die Monate April und Mai waren mau für meine Geschäfte gelaufen. Aufträge waren ausgeblieben und anstatt der durchschnittlichen neunhundert Mark, die mir meine Arbeit in guten Zeiten monatlich einbrachte, waren nur knapp vierhundert Mark im April und sechshundertfünfzig im Mai in die Kasse geflossen. An dem Verlust im Mai waren auch die beiden geizigen Ehemänner schuld, die am Ende nicht das volle Honorar gezahlt hatten. Ich hatte beiden mit einer Klage gedroht, aber dafür war meine Kasse zu klamm und so blieb die juristische Auseinandersetzung aus.

Auch die ersten drei Monate des Jahres waren nicht lukrativ ausgefallen. Die Menschen in Hamburg schienen seit der Neujahrsfeier nur wenig Bedarf an der Bospit-

zelung untreuer Eheleute oder bestechlicher und diebischer Mitarbeiter zu haben. So war ich Samuel die letzten drei Schreibtischmieten noch schuldig. Aber er war garantiert nicht einsam in der Schlange meiner Gläubiger.

Während ich mir das Stück Torte zu Gemüte führte, bügelte Samuel in gewohnter Präzision einen Anzug auf. Ich blätterte in der Zeitung. Ein Artikel berichtete, dass es in den letzten drei Wochen über einhundert Einbrüche in Reihenhäuser gegeben hatte, die Einbrecher aber noch nicht dingfest gemacht wurden. Der Bericht verdrängte die Mitteilung über einen neuen Überfall der *Bestatter* auf die Innenseiten. So nannte man mittlerweile die Masken-Männer, deren Bekanntschaft ich in der *Katze* gemacht hatte, weil Zeugen bei diesem ersten Überfall gesehen haben wollen, dass die Männer mit einem Leichenwagen geflüchtet sind.

Mir taten noch immer Nase und Lippe weh, wenn ich an die Begegnung dachte. Das Nasenbein konnte noch halbwegs gerichtet werden, aber eine Kerbe, oder vielmehr eine leicht unästhetische Kurve, war zurückgeblieben. Was mich allerdings ärgerte, denn jahrelang hatte ich auf Rummelplätzen geboxt und mir dabei nie das Aussehen versaut, doch der Plan ein gepflegtes Bier an einem vertrauten Ort zu genießen hatte dies komplett verdorben. Ich hoffte, dass mir der verformte Zinken den burschikosen Charme eines Belmondo verpasste. Doch die Hoffnung hielt sich in Grenzen, zumal Belmondo keine rotblonden Haare hatte.

Inzwischen hatten die Bestatter vier Kiezkneipen einen Besuch abgestattet. Immer waren sie zu dritt aufgetaucht. Laut Chapeau hatten sie mittlerweile drei Glückspielsalons unter ihrer Kontrolle.

Ich konnte nichts über die Kerle herausbekommen. Sie tauchten aus dem Nichts auf und zogen sich ebenso schnell zurück. Niemand kannte ihr Versteck.

Als ich den Artikel überflog, dachte ich daran, dass ich eigentlich Glück gehabt hatte. Chapeau war immer noch nicht

fit, zuckte jedes Mal zusammen, wenn vor der *Katze* Bremsen quietschten. Sein Koberer, der den ersten Tag in seinem neuen Job ernster genommen hatte, als ich ihm zugetraut hätte, lag drei Wochen im Krankenhaus und trug noch Gips.

Gitte konnte sich erholen und hat schon am Abend nach dem Überfall in alter Gewohnheit die Gäste bedient.

Genug von den schlechten Nachrichten und Erinnerungen legte ich die Zeitung endgültig zur Seite. »Wir müssen uns noch mal über das größere Schild unterhalten«, sagte ich zu Samuel und zeigte mit der Kuchengabel zur Ladentür. »Dieser kleine Zettel an der Tür ist zu mickrig. Das Schild muss ja nicht direkt an der Tür hängen. Wir könnten es in das Schaufenster stellen. Vielleicht links neben die alte Nähmaschine. Oder dahinter.«

Samuel sah nicht eine Sekunde von seiner Arbeit auf. Das heiße Bügeleisen glitt weiter, von fachmännischer Hand geführt, über den Stoff. »Ich möchte kein Schild, das größer ist als der Anschlag meiner Öffnungszeiten. Und es wirkt unseriös, wenn die Kundinnen zuerst entdecken, dass in meinem Schneiderladen ein Detektiv herumsitzt, bevor sie meine Hinweise und Preise lesen können.«

»Unseriös? Gegenüber im Milchladen verkauft Reimers Kondome und wirbt neben Käserolle und Molke damit.«

»Reimers ist ein Idiot. Wer kauft denn was fürs Ficken, wenn man das Abendessen im Kopf hat? Und was sollen die beleibteren Damen unter meiner Kundschaft denken? Dass du ihre wirklichen Konfektionsgrößen an die Nachbarinnen, die Freundinnen und Bekannten verrätst? Da, der dort bei Jahn im Laden sitzt, der hat behauptet, die Meier hat Größe achtundvierzig und nicht zweiundvierzig. Das werden sie denken!«

»Du spinnst, Samuel. Außerdem würde auf dem Schild nicht Detektiv stehen, sondern mein Name und darunter *Private Untersuchungen*. Ich will ja nicht als Sherlock Holmes auftreten.«

»Untersuchungen? Das hört sich mir zu medizinisch und zu offiziell an.«

Ich schob den Kuchenteller fort und schenkte mir aus meiner Thermoskanne Kaffee ein. Bisher hatte mir Samuel seinen Kaffee immer vorenthalten. Der war für die Kunden bestimmt. »Ja, Untersuchungen. Was würdest du sonst schreiben?«

»Private Untersuchungen gab es schon vor Fünfundvierzig. Die damaligen Untersucher fingen mit *Geheime* an und hörten mit *Staatspolizei* auf.«

»Du bist ein elender und ewig gestriger Sturkopf, Samuel.«

»Nur wenn es um deine offenen Mieten geht, Sünder.«

Mit vor der Brust verschränkten Armen sah ich den Schneider an. »Hast du nun eine Idee? Oder willst du nur stänkern, alter Mann?«

»Nenne deine Dienste doch Auskunftei.«

»Bitte?«

»Na ja.« Er zuckte mit den Schultern, ohne dabei das Bügeleisen aus der Spur zu bringen. »Auskunftei Sünder. Das würde sich gut in einer Anzeige des Wochenblattes machen, dann brauchst du auch kein größeres Schild. Schalte eine Anzeige und mit Glück und entsprechendem Erfolg kannst du dir vielleicht irgendwann ein richtiges Büro leisten und nicht nur einen Schreibtisch neben meiner Ankleidekabine.« Er deutete auf die alte Standuhr und stellte das Bügeleisen ab. »Denk darüber nach, mien Jung, aber nicht hier. In zehn Minuten kommt Frau Wegener aus der Königsstraße. Und du weißt, dass gerade sie es nicht mag, wenn du hier im Laden herumsitzt. Ich weiß nicht, was du ihr getan hast ...«

Ich stand seufzend auf. Und ich kannte den Grund, weshalb Magda Wegener mich nicht sehen wollte, denn ein Wiedersehen würde sie an den Tag vor einem Jahr erinnern, als ich sie im Alsterhaus beim Ladendiebstahl er-

tappt hatte. Damenstrümpfe sollten damals unbezahlt das Geschäft verlassen und die Nylons hatten sich ausgerechnet in Magda Wegeners Handtasche versteckt.

Ich nahm meine Jacke von der Stuhllehne, die Zigaretten vom Tisch, das Feuerzeug und den Schlüsselbund. Mit dem Fuß schob ich die kleine Reiseschreibmaschine unter den Schreibtisch und ging zur Tür.

»Sie bleibt mindestens eine halbe Stunde«, rief mir Samuel hinterher.

Ich nickte, während ich den Laden verließ und ging zum Auto.

Es war kein großes Auto und die dreißig PS beschleunigten die knapp sechshundert Kilo Leergewicht maximal auf einhundert km/h, aber für meine Zwecke reichte es. Obwohl es schon vier Jahre alt und an einigen Stellen verbeult war, zahlte ich noch die Raten ab.

Der Wagen war gegenüber halb auf dem Bürgersteig geparkt.

Mir war nach einem Spaziergang an der Alster und einem kühlen Blondem im Schatten eines Biergartens.

»Altonaer Auskunft«, dachte ich laut nach, als ich die Tür des Wagens öffnete. »Nein. Auskunft Sünder – Altona. Hört sich gut an.«

4.

Mittwoch, 1. Juni 1967

Mittags

Efimia Schonau«, stellte sich mir die Frau vor, die mit ihrem roten Karmann-Ghia gerade auf meinen »Prinz aufgefahren war und mich jetzt mit braunen Rehaugen ansah. »Natürlich komme ich für den Schaden auf. Ich habe wohl irgendwie geschlafen und das Rot nicht gesehen.«

»Es war ja kurz vorher noch gelb.« Ich hatte bemerkt, dass sie im Moment der Bremsphase einem überholenden Postwagen nachgesehen hatte.

Sie schenkte mir ein sonniges Lächeln, ging zu ihrem Cabrio zurück und holte seelenruhig die Handtasche, obwohl unsere beiden Karossen die halbe Kreuzung lahmlegten. Die anderen Verkehrsteilnehmer, die unseren Autos ausweichen mussten, hupten und es gab einige wütende und unschöne Handzeichen, obwohl keine Hauptverkehrszeit war. Ein Borgward Isabella fuhr mir fast über die Füße und der Fahrer der alten Karre rief ein kräftiges »Arschloch« durch seine heruntergekurbelte Seitenscheibe.

Efimia Schonau kam zurück und reichte mir ihren Ausweis. »Am besten Sie notieren sich meine Adresse, damit der Schaden reguliert werden kann.«

Ich zog sie aus dem Gefahrenbereich der Isabella- und Käferfahrer und zeigte zu einem nahen Parkplatz. »Wir sollten unsere Schmuckstücke erst mal an die Seite fahren.«

Ich hatte diesen Vorschlag kaum unterbreitet, als ein grün-weißer 17M mit eingeschaltetem Blaulicht hinter unseren Autos anhielt. Zwei Schupos stiegen aus, setzten gemütlich ihre Mützen auf und zückten ihre Schreibblöcke.

Der ältere der beiden Beamten tippte sich an den Mützenschirm und sprach Efimia Schonau an. Mich ignorierte er. »Ich bin Oberwachtmeister Gerhards. Ich schätze, wir können behilflich sein.«

Efimia Schonau sah ihn fragend an. »Wieso?«

Gerhards deutete mit dem Schreibblock auf meinen Wagen, dabei verzog er sein Gesicht zu einer herablassenden Grimasse. »Ein alter Trick, seitdem es Autos gibt, junge Frau. Man nimmt eine klapprige Kiste, fährt so lange durch die Stadt, bis ein teurer Neuwagen hinter einem an der Ampel ist und dann bremst man abrupt ab. Der teure Wagen fährt auf und schon kann man über den Schaden verhandeln.« Er drehte sich zu mir um. »Hast du dich verletzt? Nein? Dann kommt das noch. Ich kenne euch. Plötzliche Nackenschmerzen für die Schmerzengelderpressung.«

Ich war überrumpelt und blickte wohl auch so drein. Jedenfalls bekam ich kein Wort heraus und das bedeutete bei mir schon eine Menge.

»Ich weiß nicht genau, wie Sie das gerade meinen, Herr Oberwachtmeister.« Efimia Schonau lehnte sich an den Kotflügel ihres Wagens. »Unterstellen Sie diesem Herrn, dass er mir eine Falle gestellt hat?«

Gerhards schlenderte einmal um meinen Wagen herum, hockte sich am Heck nieder und betrachtete die Schäden des Auffahrunfalles. »Genau. Bis vor ein paar Jahren gab es so was nur im Süden von Europa. Aber jetzt auch schon länger hier bei uns. Sehen Sie sich den Prinz doch an. Der ist kaum noch etwas wert, hat überall Dellen und Kratzer. Ihr Wagen hingegen ist fast fabrikneu. Diese Typen sehen so etwas und warten darauf.« Er winkte seinen Kollegen heran. »Peter, nimm mal die Personalien dieses Kameraden auf. Der ist bestimmt schon amtskundig.«

Jetzt hatte ich mich gefangen und betrat die Szene. »Moment mal. Was Sie hier über mich behaupten, ist schon etwas dreist, oder?«

Gerhards kam auf mich zu, blieb aber stehen, bevor er mir auf die Füße treten konnte. Seine Nasenspitze war mir näher als es mir lieb war.

»Ich habe dich noch nicht zu einer Aussage aufgefordert«, zischte er mich an.

»Wie kommen Sie dazu, mich als Betrüger und aktenkundig zu bezeichnen?« Ich behielt eine ruhige Stimme, musste mich allerdings zusammenreißen, ihm keinen Ellenbogencheck in den Bauch zu versetzen, damit er Abstand hielt.

»Weil ich es rieche, wenn etwas nicht stimmt.« Er tat, als würde er schnüffeln. »Und hier riecht es so. Und wenn ich dich so ansehe ...«

Und ich rieche deinen Mundgeruch, dachte ich, wollte meine Fäuste ballen, ließ es aber.

Um etwas Luft und Freiraum zu bekommen, machte ich einen Schritt zurück und setzte mich auf die Heckklappe meines Wagens. »Dein Freund und Helfer.« Ich verschränkte abweisend die Arme vor der Brust. »Ich möchte nicht, dass Sie mich weiter duzen, Herr Oberwachtmeister. Und ich verlange, dass Sie sich bei mir für Ihre Vorwürfe entschuldigen.«

»Du möchtest ...?« Gerhards wollte sich gerade aufblähen, als Efimia Schonau zu uns trat und dem Polizisten einen Zettel reichte. Gerhards nahm den Zettel verdutzt entgegen.

»Was ist das?«

»Lesen Sie.«

»Moment.« Er holte ein Brillenetui aus der Hosentasche und setzte sich die Lesehilfe auf die Nase. Er las und sah verblüfft auf. »Was soll ich mit diesem Namen?«

»Sie kennen den Namen?«

»Natürlich weiß ich, wer Herr Dr. Frenzel ist.«

Efimia Schonau schmunzelte und setzte sich im Schulterchluss neben mich. »Dann rufen Sie ihn jetzt über Funk

an und bestellen Sie ihm einen schönen Gruß von seiner Nachbarin Effi.«

Der Polizist sah sie an, als habe sie ihm gerade eben erklärt, dass die Erde keine Scheibe mehr ist.

»Na, machen Sie schon.«

»Warum sollte ich den Polizeipräsidenten anrufen?«

Der andere Schupo hatte mitbekommen, dass sich Ärger anbahnte und sich, schlauerweise, langsam zurückgezogen. Jetzt stand er beinahe an der Beifahrertür des Peterwagens.

»Weil ich ihm mitteilen möchte, dass einer seiner Beamten sich hier wie ein Volltrottel aufführt.«

»Volltrottel?« Gerhards Gesicht lief puterrot an und seine Nasenflügel bebten, als hätte er zwei Prisen Schnupftabak auf einmal eingesogen. »Volltrottel? Dafür kann ich Sie belangen.«

Efimia Schonau tippte mit dem Zeigefinger energisch auf den Zettel. »Rufen Sie ihn an und sagen Sie ihm, wie ich Sie gerade genannt habe. Ich bin sicher, dass er mir diese Bezeichnung verzeihen und sie bestätigen wird, nachdem er von Ihrem Auftreten hier erfahren hat.«

Der Oberwachtmeister sah sich nach seinem Kollegen um, doch dieser hatte sich jetzt eine Kelle aus dem Peterwagen geholt und lenkte damit den Verkehr um die Unfallstelle herum.

Efimia Schonau gab nicht auf. Sie stand auf, ging um Gerhards herum und tippte erneut auf den Zettel. »Lassen Sie sich jetzt verbinden oder soll ich Ihren Kollegen fragen?«

Ich hätte beinahe gelacht, weil ich mit ansehen musste, wie sich Gerhards quälte, eine Entscheidung zu treffen, um aus diesem Schlamassel herauszukommen. Ihm blieben nur zwei Auswege. Entweder er sammelte mich und diese resolute Frau ein und brachte uns zum nächsten Revier, oder er rief Dr. Frenzel an, seinen obersten Dienstherren.

Er saß zweifach in der Zwickmühle. Sollte Efimia Schonau wirklich die Nachbarin des Polizeipräsidenten sein, und er würde sie festnehmen, gäbe es sicher Probleme. Andererseits wäre sie nicht die Nachbarin und er würde anrufen, wäre er bis auf die Knochen blamiert.

Ich hätte ihm keinen Ausweg aufzeigen können, denn ich konnte die energische Frau in diesem Moment nicht einschätzen. Bluffte sie, oder war sie sich ihrer Sache sicher? Wohnte sie wirklich neben Dr. Frenzel?

Gerhards fand einen anderen Weg und überraschte mich damit. »Peter, sperr mal kurz die Fahrbahn«, rief er seinem Kollegen zu, »damit die Unfallgegner die Fahrzeuge von der Straße fahren können.« Dann drehte er sich um und gab Efimia Schonau den Zettel zurück. »Machen Sie bitte die Kreuzung frei.«

Er tippte sich an den Schirm der Mütze und verschwand im Streifenwagen, ohne sich weiter um uns zu kümmern.

Der andere Polizist nickte uns zu, wir stiegen in unsere Autos und lenkten sie auf den Parkplatz, den ich vorher als Ausweichstelle vorgeschlagen hatte.

Kaum standen wir dort, verschwand der Peterwagen auf Nimmerwiedersehen im fließenden Verkehr.

»So ein saublödes Schwein.« Efimia Schonau stand neben mir und meinem Wagen.

»Vielleicht hat ihm sein Frühstück heute Morgen nicht geschmeckt«, versuchte ich den Polizisten in Schutz zu nehmen. Gerhards Verhalten war nicht gerade typisch für einen Hamburger Schupo, aber auch nicht selten.

»Fangen wir wieder bei A an.« Sie gab mir erneut ihren Ausweis und dazu ein kleines Büchlein samt Stift. »Reißen Sie einfach die letzte Seite heraus. Es ist mein Adressbuch, aber Freunde mit Z am Anfang des Namens habe ich nicht.«

»Dann können Sie aber die Nummer vom Zoo nicht mehr notieren.«

»Den findet man in Hamburg unter Hagenbecks Tierpark«, konterte sie meinen kleinen Witz humorvoll.

Während ich ihre Adresse notierte, ging sie vor dem Karmann in die Hocke und sah sich die verchromte Stoßstange an. Schließlich öffnete sie den Kofferraumdeckel, der beim Karmann und beim Prinz vorn lag, weil beide Heckmotoren hatten, und bewegte ihn auf und ab. »Nur ein paar Schrammen im Chrom und hier klemmt auch nichts.«

»Ist ja auch nur eine Minibeule. Da kann sich die Haut noch nicht verziehen.«

Ich hatte jetzt die Gelegenheit mir diese Frau, die vielleicht ein oder zwei Jahre älter war als ich, näher zu betrachten. Ich sah in den Ausweis und las überrascht, dass sie schon vierzig war.

Sie trug ein sandfarbenes Sommerkleid mit einem breiten, blauen Gürtel, der ihre Figur sehr betonte. Und sie hatte eine sehr weibliche Figur. Nicht dünn, eher etwas zum Pummeligen neigend, aber durchaus weiblich. Ihr schmal geschnittenes Gesicht und die sehr gerade, elegant wirkende Nase verliehen ihr dazu noch eine natürliche und angenehme Ausstrahlung. Efimia Schonau, so musste ich mir eingestehen, wick zwar, was Frauen anbetraf, von meiner Vorliebe ab, wirkte auf mich aber verdammt attraktiv. Es machte mir Freude, sie anzusehen.

Sie drehte sich um und ertappte mich dabei, wie ich sie musterte. »Und?«, fragte sie, was aber nicht böse klang. »Alles in Ordnung an mir?«

»Ich wette, dass Ihre Haare bis zum Gürtel reichen.«

Sie hatte ihre braunen Locken zu einer sommerlichen Hochsteckfrisur drapiert, die von einem bunten zusammengerollten Tuch gehalten wurde.

»Nicht ganz. Nur bis über die Schultern.«

»Warum sind Sie vorhin für mich in die Bresche gesprungen?« Ich versuchte, das Thema zu ändern und mich so aus der Bredouille des ertappten Gaffers zu befreien.

»Sollte ich dem Kerl seinen angefangenen Spießbrutenlauf und seine Selbstherrlichkeit weiter zulassen? Mit seinem Verhalten hat er auch mich beleidigt. Als würde ich auf solche Tricks reinfallen.«

»Es gibt solche Tricks und es hätte doch so sein können.«

Jetzt lenkte sie ab und zeigte auf eine nahe Gaststätte mit einem kleinen Biergarten. »Ich bin durstig.«

Ohne mich zu fragen, ob ich Zeit oder Lust habe, ging sie einfach voran. Sie suchte sich einen Platz an einem der außenstehenden Tische mit dem Blick auf ihr Auto. Ich setzte mich dazu und wir bestellten. Efimia Schonau wählte ein Glas Wasser und einen Weißwein. Ich begnügte mich mit einem kühlen Blondem.

Als die Getränke kamen, schnappte sie sich das Wasserglas und trank es in einem Zug aus.

»Sie haben ja wirklich Durst.«

»Das kommt vom Mirácoli. Das kann ganz schön salzig sein. Aber lassen wir das. Ich bin Effi.«

Ich war überrascht, nahm aber das Angebot an. »Friedhelm. Mirawas?«

Effi sah mich einen Augenblick lang an, dann lachte sie. »Du kennst das wirklich nicht, oder? Mirácoli? Das ist doch dieses Spaghettigericht. Schnell zu kochen. Und sehr beliebt.«

»Kenne ich nicht«, gab ich zu.

»Bist du verheiratet? Hast du Kinder? Nein, sicher nicht, denn sonst würdest du es kennen. Kinder lieben dieses Essen.«

Ich streckte meine rechte Hand gen Himmel. »Kein Ring, keine Frau, keine Kinder, nur einen alten Wagen und ein Zimmer in einer Pension.«

Sie beugte sich vor, stützte das Kinn auf beide Hände und schenkte mir einen neugierigen Blick. »Warum hast du Micky- Maus-Hefte in deinem Auto, wenn du keine Kinder hast?«

»Hey, da hat jemand aber eine gute Beobachtungsgabe. Ich lese die Hefte.«

Sie lächelte. »Ein erwachsener Mann, der Micky Maus liest? Das ist interessant. Welchen Beruf hast du?«

»Nun, das ist nicht so einfach zu erklären. Sagen wir mal, dass ich in privaten Dingen ermittle.«

Sie zuckte zurück, als hätte eine Stichflamme nach ihr geleckert und fast glaubte ich, dass sie aufstehen und gehen würde. Doch dann nahm sie einen Schluck Wein, als wären meine Worte ohne Bedeutung gewesen und sah mir zu, wie ich mir eine Zigarette anzündete.

»Du bist also so was wie ein Privatdetektiv?« Rauch zog zu ihr hinüber und sie sog ihn ein, wie eine ehemalige Raucherin. »Dann hoffe ich, dass der nicht durchgeführte Trick nicht wirklich ein guter Trick war, weil du auf mich angesetzt bist.«

»Bitte? Ich verstehe jetzt nicht.«

Sie winkte den Ober heran und bestellte einen Wodka. »Mein Mann glaubt, dass ich ihn betrüge. Ich könnte mir vorstellen, dass er einen Privatdetektiv auf mich ansetzt, um das zu beweisen.«

Ich legte meinen Kopf in den Nacken und lachte kurz. »Ach, und dir schwante eben, dass ich dir vorhin wirklich eine Auffahrfalle gestellt haben könnte?«

Der Wodka kam in einem kleinen Glas, sie stürzte ihn hinunter und nickte. »Genau. Man kann ja nie wissen.«

»Nein, nein. Für solche Aufträge, also Beschattungen, habe ich eben meine Micky-Hefte im Auto, damit mir nicht langweilig wird. Ich beobachte die Leute in solchen Fällen, sitze aber nicht mit ihnen in einem Biergarten zusammen. Das würde gegen meine Berufsehre und die meiner Auftraggeber verstoßen. Und es wäre ziemlich unorthodox.«

»Dann bin ich ja beruhigt.« Glaubwürdig klang das nicht. Sie zeigte auf meine noch nicht ganz verheilte Nase. »War das ein Arbeitsunfall?«

»Nein, ein privates Malheur.«

»Na, hoffentlich sieht der Gegner schlimmer aus als du.«

»Hat er denn einen Grund? Dein Mann? Ich meine, du bist sehr hübsch, wenn ich das so sagen darf, und ich könnte mir vorstellen, dass du eine ganze Reihe Verehrer hast.«

»Verehrer, ja, aber eine zu wagende Sünde ist noch nicht vorbeimarschiert. Ich sehne sie auch nicht herbei. Mein Mann glaubt nur an eine Affäre, weil ich oft unterwegs bin. Gunnar ist etwas älter. Vielleicht ist er deshalb in Sorge. Er denkt vielleicht, dass er nicht mehr mit mir mithalten kann, dass er alt wird.«

»Wie viele Jahre trennen euch?«

»Fünfzehn. Gunnar ist gerade fünfundfünfzig geworden.«

»Du bist doch noch keine vierzig! Niemals!«

»Meine Antwort sollte kein Kompliment herauslocken. Aber danke.«

Ich legte einen Zeigefinger an meine Lippen und überlegte. »Du meinstest aber nicht Gunnar Schonau, den Verleger, oder?«

»Vielleicht. Warum?«

»Der, äh, dein Name passt und in der Zeitung stand letzte Woche, dass der Verleger des Magazins *AugenBlicke* gerade zwei Schnapszahl-Jubiläen gefeiert habe. Zweiundzwanzig Jahre Zeitung und fünfundfünfzig Jahre Verleger.«

»Wie gefällt dir das neue Logo von *AugenBlicke*?« Effi sah zur Straße und legte ein Bein über das andere. In der Hand hielt sie ihr Weinglas so, als wäre es gerade ihr einziger Halt. Sie wirkte plötzlich unsicher.

»Das gezeichnete Auge mit dem Kameraverschluss als Pupille und dem Wort *Blicke* als Text quer da drunter? Das gibt es doch jetzt seit zwei Jahren und es hat den einfachen weißen Schriftzug auf rotem Grund abgelöst. Ich finde es sehr gelungen, da das Magazin textlich und fotografisch *Augenblicke* festhält.«

Effis Unsicherheit legte sich sofort. Sie schloss die Augen und bewegte den Kopf auf und ab. »Das Logo habe ich damals entworfen. Aber ich habe es über einen Freund der Redaktion vorschlagen lassen. Gunnar hätte es nie von mir selbst entgegen genommen. Er hätte es belächelt, vielleicht. Ich wollte es nicht provozieren. Sein Schmunzeln.«

»Aber er weiß jetzt, dass du die Grafikerin warst?«

»Nein. Er weiß es nicht und er ahnt es nicht. Und deshalb bin ich so selten zu Hause.«

Ich strich mir über mein stoppliges Kinn. »Dem kann ich jetzt nicht ganz folgen.«

Sie stellte das Weinglas ab und löste das Tuch aus den Haaren. Die Locken fielen tatsächlich bis zur Mitte der Schulterblätter und es wirkte sehr anziehend, wie sich das Haar verteilte.

»Ich möchte nicht nur die präsentierende Frau eines Verlegers sein, nicht nur Empfänge vorbereiten und dann mit ihm vor Fotografen stehen. Ich habe dieses Titellogo entworfen, weil ich mir beweisen wollte, dass ich etwas kann, was ich können will. Ich will zeichnen. Das wollte ich schon immer. Deshalb finde ich es lustig, dass du Mickey im Auto liegen hast. So etwas will ich eigentlich zeichnen. Comics eben. Unterhaltung.« Ihr Blick barg eine Spur Hoffen. »Kennst du Rolf Kauka?«

»Der von Fix und Foxi?«

»Ja.« Sie lächelte. »Die Kauka-Redaktion suchte vor einem halben Jahr neue Zeichner für die Hefte. Ich habe mich mit Zeichnungen von Lupo beworben, aber eine Absage bekommen. Meine Zeichnungen seien noch nicht ausgereift genug, teilte man mir mit. Also nehme ich Unterricht. Es gibt einen Mann in Hamburg, in Eimsbüttel, der schon in Amerika bei Disney gearbeitet hat. Er zeichnet und unterrichtet auch klassisch.«

»Und dort verbringst du viel Zeit? Bei diesem Mann? Das ist auch eine Art Affäre, oder?«

»Aber nicht die, die sich mein Mann vorstellt. Versteh mich nicht falsch. Ich liebe Gunnar, aber ich will nach zehn Jahren Ehe, etwas Eigenes tun. Etwas, das ich außerhalb unserer Villa erleben kann.«

Ich tippte mir mit dem Finger an die Stirn und gab ihr so zu verstehen, dass ich verstand, was sie meinte. »Und wie verbirgst du deine Unterrichtsstunden vor den Kindern?«

»Kinder?«

»Na, die mit dem Miracoli?«

Wieder präsentierte sie dieses sonnige, aber leise Lachen. »Das waren die Kinder meiner Freundin. Gunnar und ich haben keine Kinder. Wir haben wohl zu spät geheiratet.«

Ich warf einen demonstrativen Blick auf meine Uhr. »Ich muss los.« Dem Kellner winkte ich zu und deutete ihm, dass ich die Zeche auf den Tisch legen würde.

Als wir die Autos erreichten, gab mir Effi die Hand. »Wenn ich im Zeichnen mehr Perfektion erreicht habe, könnte ich ja mal eine Detektivgeschichte zeichnen.«

»So eine, wie sie Micky immer erlebt?«

»Besser.« Sie zwinkerte. »Mit den wahren Geschichten eines echten Detektivs gespickt.«

»Könnte langweilig werden«, sagte ich, bevor sie sich in den Wagen schwang und mit dem Cabrio den Parkplatz verließ. Der Karmann fuhr in Richtung Innenstadt und war bald hinter einem Lkw verschwunden.

Ich wartete ein paar Minuten, ließ meinen Wagen an Ort und Stelle stehen und wanderte über den Parkplatz bis zu einer Bratwurstbude. Ich bestellte zwei Schaschliks und zwei Flaschen Bier. Damit ging ich um die Bude herum und über die anliegende Straße.

Der grünweiße 17M stand mit zwei Reifen auf dem Bürgersteig und die beiden Polizisten saßen auf einer Bank.

Ich gab ihnen das Essen und das Bier. »Du hast sehr übertrieben, Karlo.«

Gerhards zuckte mit den Schultern. »Wunsch ist Wunsch. Und wenn du keine Richtlinie angibst, handeln wir nach eigenem Ermessen.«

»Hat es denn geklappt?« Peter kaute und war voller Neugier. »Also mit der Frau hätte ich auch gern einen Auf-
fahrnfall ...«

Gerhards gab ihm einen Schlag auf den Hinterkopf.

»Wenn sie nicht zu alt für mich wäre«, setzte Peter erklärend nach.

Am Schaschlikfleisch knabbernd, sah mich Gerhards gespannt an. »Und?«

»Ja«, erklärte ich. »Ich konnte einiges erfahren, was meinem Klienten weiterhilft.«

»Und? Hat sie einen Liebhaber?«

»Ihr seid manchmal ... nein, sie geht nicht fremd.« Ich wandte mich zum Gehen und hob kurz die Hand. »Danke für euren Einsatz, ihr schauspielerischen Bullen. Bis demnächst im *Seebär*. Eine Runde Bier ist versprochen.«

»Aber halt bis dahin deine Nase von anderer Leute Fäuste fern.«

Gerhards Lachen begleitete mich bis über die Straße.

Ich hatte Hunger bekommen und freute mich auf einen Hot Dog, denn dieser Imbiss war einer der wenigen in Hamburg, die den original amerikanischen Hot Dog mit Sauerkraut und mildem Senf anboten.

Als ich um die Ecke bog und schon meine Bestellung in den Imbisswagen hineinrufen wollte, musste ich abrupt stoppen, denn ich stand direkt vor einem roten Cabrio und einer Frau in einem sandfarbenen Kleid und mit braunen Locken.

»Sag es ihm nicht«, bat Efimia Schonau. Ihr Blick zeigte Enttäuschung und ihr Lächeln war flehend. Sie legte zwei Hundertmarkscheine auf den Tresen des Imbisswagens und stieg in den Wagen. »Bitte sag es ihm nicht.«

Ein zweites Mal sah ich ihrem Wagen nach.

Ich hatte keinen Hunger mehr, denn ihr Lächeln hatte nicht dieses sonnige Gemüt gezeigt, das vorher so reizvoll war.

5.

Samstag, 10. Juni 1967

Morgens

Das Ende des Mais, mitsamt meinem Geburtstag, ließ ich schnell hinter mir. Eine Feier zu meinen Ehren hatte es nicht gegeben. Zum einen, weil der 30. Mai ein Dienstag war und zum anderen, weil die meisten meiner wenigen Freunde den Tag einfach vergessen hatten. Selbst Nadja. Sie hatte mir erst zwei Tage später gratuliert, was mich zu einem Spruch zu ihrem anderen Herrenkontakt und sie zu einem spanischen Wutausbruch verleitet hatte.

Also war ich mit dem Fall Schonau in den Juni gestartet und mit der Hoffnung, dass mein Umfeld mich zukünftig nicht ganz ignorieren würde und mein Geschäft bald lukrativer lief.

Schonau setzte mich weiter auf seine Frau an, obwohl ich ihm versichert hatte, dass sie nicht fremdgehen würde. Er glaubte dem Ergebnis eines einzigen Tages nicht, bot mir aber einen Erfolgsaufschlag von zweihundert Mark. Fast hatte ich das Gefühl, dass er seine Frau unbedingt fremdgehen sehen wollte. Die zweihundert Mark, die Efimia Schonau mir auf den Imbisstresen gelegt hatte, waren per Post an sie zurückgegangen.

Die Kasse war also knapp, da ich das Geld von Schonau noch nicht hatte, und mein Zimmerwirt, der fast immer schlecht gelaunte, ehemalige Gastarbeiter und jetzige Frührentner Mario Montagna, eindringlich seine Mieten einforderte.

Wer glaubte, dass italienische Männer immer die gut gelaunten und stets singenden Südländer waren, der kannte nur die Kellner aus den Restaurants oder die Gon-

dolieri aus den Kinos, jedoch nicht meinen Vermieter. Mario – bis zu einem Arbeitsunfall war er als Vorarbeiter in einer Spedition im Hafen für den Transport von Stückgut zuständig – zeigte mir am 10. Juni fünf erhobene Finger, während ich in seiner Küche bei einem kargen Frühstück mit verdünnter Marmelade saß.

»Seit Januar habe ich nur halbe Miete bekommen von dir, Collega Sünde.« Das R in meinem Nachnamen hatte er schon immer verschluckt und von seinen fünf Fingern waren bei dreien die oberen zwei Glieder verkrüppelt, eine Folge des Unfalles, bei dem auch sein rechtes Bein stark gequetscht worden war. Seitdem humpelte er. »Du wohnst also zweieinhalb Monate auf Pumpe.«

»Auf Pump«, verbesserte ich und biss von meinem Rundstück ab. »Und ich habe nicht jeden Abend hier geschlafen. Manchmal auch bei Nadja. Egal, du weißt aber schon, dass heute Sonnabend ist, oder? Die Bank hat zu und ein Klient wird sich heute auch nicht zu mir verirren.«

»Kommt der Klient auch nicht an Montag. Wette? Und geschlafe bei Nadja? Soll ich Nadja jetze imma frage, wann du schlafe da, damit ich vermiete deine Zimmer für diese Zeit? In letzte Zeit, du hast nich bei Nadja geschlafe. Acht oder neun Tage.«

»Du bist ein sehr aufmerksamer und aufmunternder Mensch, Mario. Das mag ich so an dir.« Ich hätte ihm vor sein Schienbein treten können.

»Warum du nicht hast bei Nadja geschlafe?«

»Wir haben uns gestritten. Das muss für dich reichen. Zudem hatte ich mit diesem Auftrag für den Verleger zu tun.«

»Die Verlegerauftrag ist schon lange vorbei und war doch nur eine Tag. Und gestritten? Mit Nadja? Du bist eine irre Mann. Streite man mit solche Frau erst nach Heirat. Läuft doch weg vorher.«

Ich legte das Brötchen weg. Die Marmelade schmeckte mir nicht mehr. »Vielleicht kann ich dir morgen ein paar

Mark bezahlen«, wich ich dem Thema aus. »Ich habe für heute auf den HSV getippt. Heute ist doch das Pokalendspiel.«

Neben dem Kriegsgeschehen in Israel und dem anstehenden Sturm auf die Golanhöhen war das DFB-Pokalendspiel zwischen Nord und Süd die dritt- oder viertgrößte Schlagzeile in der Zeitung.

Mario fuchtelte mit beiden Händen wie ein irrer Dirigent in der Luft herum. »Du hast keine Ahnung! Nicht von Frauen und nicht von Calcio! Spiele Hamburg gegen Bayern! Da wette Mann nicht auf Hamburg«, zeterte er, wobei sich sein schwarzgrauer Schnauzbart fast aufblähte. »Hatte keine Geld, aber wette auf falsche Mannschaft. Dicke Müller schießt zweie Tore.«

»Oder Uwe Seeler.« Ich trank den Kaffee aus und ging in mein Zimmer.

Elf Quadratmeter mit Waschecke, möbliert, sauber. So hatte es vor über einem Jahr im Wochenblatt gestanden. Bekommen hatte ich eine Bleibe von knapp zwei mal vier einhalb Metern, ein altersschwaches Bett, einen windschiefen Schrank und einen Cocktailsessel, der neben einem antiqueschen Handwaschbecken stand. Neun Quadratmeter also und altmöbliert. Aber ich konnte das Vollbad benutzen.

Ich hatte mich immer gefragt, wie Mario über die Runden kam. Von meinen unregelmäßigen Mietzahlungen, der kleinen Rente, die er seit dem Unfall bezog und der Miete der anderen zwei Zimmer, die gelegentlich an Monteure oder Handwerker vermietet wurden, konnte er kaum große Sprünge machen. Auch keine kleinen, es sei denn, man war geizig.

Gut, das war die Lösung, denn geizig war Mario mit Sicherheit. Er streckte seine Marmelade mit Zuckerwasser.

Ich zog mir ein helles Hemd an und schlüpfte in die Schuhe. Während ich mir die Hosenträger über die Schul-

tern schob, sah ich mich nach meinem Schlüsselbund um. Er lag unter den Socken des Vortages auf dem Fußboden. Daneben meine Geldbörse.

Als ich mit der Jacke in der Hand in die Küche kam, wusch Mario schon die Frühstücksbrettchen und Tassen ab. In solchen Dingen war er fast deutscher als eine deutsche Hausfrau. Alles musste sofort geputzt oder sauber gemacht werden.

Er nickte kurz, als ich ihm einen schönen Tag wünschte. »Setze auf Verlierer. Confuso! Und geh zu Nadja!« Die Tür fiel hinter mir ins Schloss.

Auf der Straße grüßte mich als Erstes Helene Ganzner. Sie war eine junge Witwe aus unserem Haus und wohnte über Marios Wohnung. Im Block nannte man sie auch die schöne Helene ohne Mann, denn ihr Gatte hatte sich vor zwei Jahren vor eine Straßenbahn geworfen. Warum blieb ein Geheimnis. Vor Monaten hatte Helene reges Interesse an mir gezeigt, war mir sogar in eine Kneipe nachgegangen, doch als ich ihr am Tresen eindeutig, aber charmant klarmachte, dass ihr Interesse keine Gegenliebe bei mir fand, war sie zutiefst enttäuscht abgezogen. In dieser Nacht hatte sie bis in die frühen Morgenstunden Tangoplatten aufgelegt und Mario damit fast in den Irrsinn getrieben. Mein guter Zimmerwirt hasste Tango wie die Pest.

An diesem Morgen führte Helene Ganzner ihren zweijährigen Chihuahua über die Virchowstraße und winkte mir freundlich zu. Soweit ich wusste, hatte sie immer noch keinen Kerl an ihrer Seite.

Ich kaufte mir im Tabakgeschäft an der Ecke eine Packung der Zigaretten, deren Werbung den *Duft der weiten Welt* versprach, weil es meine Sorte nicht gab, und die neueste Ausgabe der Micky Maus. Ich liebte diese Comics und besonders die Geschichten, in denen Mickey Maus als Detektiv agierte. Mit Zigaretten und Comic in der Jackentasche sah ich der schönen Helene nach. Ihre Figur war

nicht schlecht, obwohl ihre Beine für meinen Geschmack etwas zu kurz und zu dick geraten waren, aber das war nicht besonders schlimm. Sie kleidete sich immer sehr modisch. Wenn da nicht das große dreizackige Muttermal am Hals gewesen wäre, die Brille mit dickem Rahmen und die altbackene Dauerwelle, wäre sie vielleicht eine Sünde wert gewesen. Allerdings mochte ich keinen Tango, eher einen guten Song von Satchmo.

Noch in diesem Gedanken versunken, entdeckte mich Jörg Schrawenz, der sofort auf mich zu kam und in eine freundschaftliche Umarmung zwang. »Na, Nick Knatterton, wieder Augen für die einsamen Damen der Nachbarschaft?«

Schrawenz arbeitete am Altonaer Bahnhof als Gepäckträger. Seine Uniform hatte er im Umkleideraum der Bahn gelassen und statt der Dienstkleidung trug er ein schrill buntes Zivil und zeigte damit, dass er einst der erste Hippie in der Gegend war. Er machte dies immer noch durch seine Kleidung und eine Frisur, die ich nicht als Frisur bezeichnen mochte, deutlich klar. Auf seinem batikgefärbten Hemd zeigte sich ein mit Wachs selbst geträufeltes Peace-Zeichen.

Schrawenz, der sich als kiffender Weltfriedensaktivist sah, wusste garantiert nicht, dass er somit die Zeichen N und D aus dem maritimen Flaggenalphabet auf seiner Brust trug. Also Zeichensymbole, wie sie seit Jahrhunderten auf Kriegsschiffen verwendet wurden. Ich hatte mal gelesen, dass sich ein Londoner Künstler durch diese Flaggenzeichen zu dem Peace-Symbol hat inspirieren lassen.

Nein, Schrawenz, unser Altonaer-Ur-Hippie wusste dies bestimmt nicht. Die Neuen, die ihm mit Blümchen in den Haaren im Trend folgten, sicher auch nicht.

Er strahlte mich an. Seine graublauen Augen versteckte er heute hinter lila Brillengläsern, die für sein Gesicht viel zu groß waren.

»Sie ist ja nicht einsam, die Helene«, erklärte ich. »Ihr Mini-Wauwau ist immer bei ihr. Und du? Musst du heute keine Reisenden erschrecken?«

»Mensch, Friedhelm, mal muss man doch freihaben! Bin ja kein Detektiv, der bis in die Puppen schläft. Heute Nachmittag schleppen andere die Überseekoffer zu den Taxis.«

»Dann fehlt am Bahnhof ja ein Altonaer Original.«

»Jaaa!« Er drehte sich dreimal um die eigene Achse und warf dabei seine Arme in die Höhe. Ein bunter Derwisch, der sich mit seiner roten Hose knallig von dem drögen Tannengrün des Peterwagens abzeichnete, der gerade langsam an uns vorbeifuhr. Der Beamte hinter dem Steuer musterte Schrawenz kopfschüttelnd.

»Morgen ist er wieder da, der Schrawenz ohne Benz. Grüß alle«, sang unser Straßenhippie und verschwand in einem Hinterhof. Entweder wartete dort sein LSD- oder Preludin-Händler oder eine einsame Hippie-Frau, denn wohnhaft war er dort nicht. Aber eine Pille eingeworfen hatte er heute sicher schon. Vielleicht würden ihn im Hof auch zwei Polizisten filzen, denn der Peterwagen wendete gerade.

Ich blieb kurz stehen. Die Polizisten fuhren an dem Hofeingang vorbei.

Schrawenz wirre Haarpracht hatte mich an meinen eigenen Kopfputz erinnert und ich ging in den nächsten Salon. Seitdem mir dieser Typ mit der Nylonmaske in die Haare gegriffen hatte, sorgte ich dafür, dass meine Frisur nicht länger wurde als die von Steve McQueen. Genauer gesagt ließ ich mir fast alle vierzehn Tage einen sogenannten Stoppelputz schneiden. Diesen Knacks hatte ich von dem Überfall zurückbehalten, neben der krummen Nase.

Wieder zurück auf der Straße kramte ich einen Groschen aus meiner Tasche und steuerte die nächste Telefonzelle an. Ich wollte kurz bei Samuel in der Schneiderei anrufen und fragen, ob es Nachrichten gab, damit ich mir

den Weg an meinen Schreibtisch vielleicht sparen konnte. Momentan stand mir der Sinn nach einem Mohrenkopf mit zartbitterem Schokoladenüberzug, der sich wie eine dunkle Haut über zwei Biskuitböden und leckerem Pudding schmiegt, einer Tageszeitung und einem Kaffee. Ich lechzte danach. Zudem hätte ich bis zur Holländischen Reihe zu Fuß gehen müssen, denn der Sprit war meinem Prinz ausgegangen.

In diesem Moment ärgerte ich mich darüber, dass ich Effi Schonau das Geld zurückgeschickt hatte.

Beim Gedanken an den Mohrenkopf lief mir das Wasser aber im Mund zusammen, auch weil mir die Frühstücksmarmelade von Mario nicht geschmeckt hatte. Ich brauchte einfach etwas Süßes zum Frühstück.

»Schneiderei Jahn«, meldete sich Samuel in freundlichstem Ton.

»Friedhelm hier, ich ...«

»Wo bist du, Jung?« Der Ton änderte sich sofort. »Vor einer halben Stunde hat ein vornehmer Herr nach dir gefragt. Ein sehr vornehmer Herr. Sein Anzug ist aus einem Stoff, den ich mir nicht leisten kann.«

»Was wollte er?«

Samuel stöhnte genervt. »Deine Arbeitskraft? Sicher nicht einen meiner billigen Anzüge. Er erwartet dich in einer halben Stunde im Bahnhofsrestaurant.«

»Altona?«

»Wo sonst, du Dummbüddel? In Bonn?«

Ich sah auf meine Uhr. Es war halb zehn durch.

»Wie erkenne ich den Mann?«

»Er ist nicht zu übersehen. Fast zwei Meter groß und sehr elegant. Wie ein Preuße.«

Ich hängte ein, machte mich auf den Weg und stellte mir vor, wie sich Samuel schon die Hände rieb, aufgrund der Aussicht auf seine ausstehenden Mieten, die nun vielleicht bezahlt werden könnten.

6.

Samstag, 10. Juni 1967

Vormittag

»Ihr Sohn studiert also hier in Hamburg und Sie machen sich Sorgen um ihn?«

»Der Mann an meinem Tisch hieß Carl Heinrich Egner und war der Besitzer einer Kaffeerösterei und eines Gestütes in der Nähe von Lüneburg. Mario hatte ihn mit »wie ein Preuße« gut beschrieben, denn sein graues Haar war altmodisch kurz geschnitten, Marke Bürste, etwas länger als mein Putz, aber genauer, und sein Bart sorgsam gestutzt. Was die Kleidung anging, so hatte Samuel nicht übertrieben, denn sie war maßgeschneidert und sogar ein modischer Trottel wie ich, konnte erkennen, dass der Anzug garantiert eine ganze Stange Geld gekostet hatte. Über den Preis der auf Hochglanz polierten Schuhe wollte ich mir erst gar keine Gedanken machen.

»Das ist mein Auftrag an Sie«, antwortete Egner mit gleichmütiger Stimme, während er seine Zigarrenglut betrachtete und sein Bein überschlug. »Und Sie sollen herausfinden, ob ich mir Sorgen machen muss. Ob mein Verdacht berechtigt ist.«

Ich hatte mir von der Kellnerin einen Block und einen Stift geborgt und machte mir nun unterhalb einer Elbschloss-Bierwerbung meine Notizen.

»Welche Sorgen beschäftigen Sie besonders?«

Egner sah mich fragend an und ich hatte das Gefühl, dass er meine Frage für überflüssig hielt.

»Ich soll Ihren Sohn beobachten«, begann ich zu erläutern, da ich sah, dass er nicht im Geringsten verstand, was ich genau von ihm wissen wollte. »Dazu muss ich erfahren,

was Ihnen verdächtig erscheinen könnte oder vorgekommen ist. Was für Sie interessant ist. Ich kann Ihren Filius lange beobachten, ohne zu einem Ergebnis zu kommen, wenn Sie mir nicht sagen, auf was ich genau achten soll.«

»Sie sollen ihn nur ein paar Tage beobachten, Herr Sünder. Seine Gewohnheiten feststellen und Treffen notieren und mir dann Bericht erstatten. Mehr nicht.«

»Alles klar«, seufzte ich, denn er verstand mich wirklich nicht. »Ich werde mich mal anders ausdrücken, da ich annehmen muss, dass Sie noch nie einen privaten Ermittler konsultiert haben. Also, wenn ich den Auftrag bekomme, einen Menschen zu suchen, sagt man mir meist, wo er sich zuletzt aufgehalten hat, denn dann kann ich dort ansetzen, ohne Zeit zu vergeuden. Wenn mir ein Mann sagt, dass er glaubt, seine Frau würde ihn betrügen, lasse ich mir eine Liste der guten Freunde geben, damit ich weiß, welche Personen ich im Verdachtsfall ausschließen kann. Das ist von meiner Seite keine Bequemlichkeit, sondern Einsparung von Zeit und es bedeutet ein günstigeres Honorar für meine Klienten. Zeit ist Geld, sicher auch für Sie.«

Egner musterte mich kurz. Dann nickte er, schloss die Augen und fast glaubte ich, er würde einschlafen, denn die Hand mit der Zigarre senkte sich langsam, aber dann holte er tief Luft.

»Ohnesorg«, sagte er leise. Er sah sich dabei um, als würde er einen Spitzel in der Umgebung vermuten, doch die Tische in unserer Nähe waren unbesetzt. »Benno Ohnesorg. Ich nehme an, dass Ihnen dieser Name etwas sagt, Herr Sünder.«

Ich nickte. »Ich las davon in den Zeitungen«, flunkerte ich ein wenig. »Man konnte es nicht verhindern. Ein Student. Er wurde Anfang Juni in Berlin erschossen.« Ich hatte nur die Schlagzeilen über den Tod des Mannes gelesen, mich aber nie intensiver damit beschäftigt, doch das musste Egner nicht wissen.

»Genau. Berlin. Und ich habe in dem Zimmer meines Sohnes, also in unserem Haus, ein Flugblatt der SDS gefunden. Er hat es dort beim letzten Besuch liegen gelassen.«

SDS, diesen Begriff kannte ich. »Der Sozialistische Deutsche Studentenbund. Darin sehe ich noch kein Problem. Ich glaube, bei mir zu Hause liegt auch solch ein Flugblatt.«

»Waren Sie am zweiten Juni in Berlin? Bei den Protesten gegen den Besuch des Schahs von Persien?«

Die Frage war provokant gestellt, doch ich verneinte freundlich.

»Mein Sohn war dort. Er soll am Schöneberger Rathaus und später an der Oper gegen den Besuch des Persers protestiert haben, was ich aber nicht glaube. Doch er wurde anscheinend dort gesehen. Später wurde er sogar kurz festgehalten, nachdem dieser Ohnesorg die Polizei angegriffen hat und niedergeschossen wurde.«

Ich notierte mir die Eckpunkte seiner Darstellung. »Die Tatsache, dass Ihr Sohn dort vor Ort war, bedeutet aber nicht, dass er der SDS, APO oder anderen Organisationen angehören muss«, gab ich zu bedenken.

Egner drückte seinen Rücken durch und seine Zigarre im Aschenbecher aus. »Das genau sollen Sie herausfinden.« Er legte einen Zehnmarkschein auf den Tisch, obwohl unsere zwei Kännchen Kaffee höchstens vier Mark kosteten. »Sagen Sie mir, ob Ulrich sich linksgerichtet oder gar kommunistisch orientiert hat. Nennen Sie mir die Kontakte, die er in den nächsten zwei Wochen hat. Sagen Sie mir, welche Hintergründe diese Kontakte haben.«

»Kennen Sie Freunde von ihm?«

»Nein. Ich weiß noch nicht einmal, ob er eine Freundin hat. Ulrich ist nur manchmal bei uns in Lüneburg. Hören Sie, Herr Sünder, mein Sohn soll einmal mein Gestüt und meine Firma übernehmen. Ich kann ihm die Geschäfte unmöglich übergeben, wenn er sich politisch extrem orientiert und festigt. Ich war schon dagegen, dass er Architektur

studiert. Das bringt ihn im Leben nicht weiter.« Er gab mir seine Visitenkarte und ein Foto von seinem Sohn. »Auf der Rückseite des Fotos habe ich Ulrichs Adresse aufgeschrieben. Er wohnt in einer kleinen Pension in Dulsberg.«

»Alles klar«, meinte ich. »Ich habe nur noch zwei Fragen. Die erste ist: Wie kamen Sie auf mich?«

Egner stand auf, strich sein Jackett glatt und knöpfte es zu. »Ich habe meinen Hamburger Anwalt gebeten, mir einen Detektiv zu suchen. Er hat sich in den einschlägigen Kreisen umgehört und man nannte mir Ihren Namen.«

»Ich bin kein bekannter Detektiv«, gab ich zu bedenken. »Es gibt in Hamburg sicher etabliertere Büros als meines.«

»Mein Anwalt riet mir dazu, dass wir die großen Detekteien meiden sollten. Ich stehe durch meinen Beruf im Rampenlicht der Öffentlichkeit.«

»Verstehe. Dann gleich noch eine Frage. Woher wissen Sie, dass Ihr Sohn bei den Demonstrationen war und festgenommen wurde, wenn Sie doch selten Kontakt zu ihm haben? Ich nehme nicht an, dass Ihr Sohn Ihnen das einfach so freiweg erzählt hat, oder?«

»Stimmt.« Egner spielte mit dem Autoschlüssel. »Ein leitender Polizist in Berlin ist mit meiner Familie und mir sehr eng befreundet und ich glaube, dass er Ulrich aus der Festnahme holen konnte. Von ihm habe ich jedenfalls von der Festnahme erfahren. Er sagte etwas von einem Polizeiprotokoll mit Ulrichs Namen und Adresse.« Er ließ den Schlüssel in die Hosentasche gleiten und zog seine Brieftasche. »Mein Anwalt hat mir gesagt, dass Sie dreißig Mark am Tag zuzüglich der Spesen verlangen. Ich bitte daher spätestens am 24. Juni um einen kompletten Bericht. Das sind zwei Wochen. Sie können mir vierhundertdreißig Mark in Rechnung stellen, auch wenn Sie früher ein Ergebnis haben. Einen Teil der Spesen schieße ich Ihnen vor.« Er schob einhundert Mark über den Tisch und ich steckte den

Schein ein. »Meine Buchhalter werden die Spesen gegen vorliegende Nachweise abrechnen.«

»Da ist noch eine Frage.«

»Bitte?« Es klang nicht, als hätte er Lust auf die Weitergabe weiterer Informationen. Oder er hatte keine Lust mehr auf unser geschäftliches Beisammensein.

»Als Ulrich zur Schule ging, vielleicht im Abi-Jahr, hat er sich da schon politisch engagiert? Als Klassensprecher oder so?«

»Nein«, bekam ich eine kurze Antwort. »In der Zeit ist seine Mutter gestorben und er hatte genug damit zu, dass er seine Noten hielt.«

Wahrscheinlich hast du ihm immer Erfolg gepredigt, dachte ich, streckte aber meine Hand aus, um ihn zu verabschieden. Egner schüttelte sie, wenn auch zunächst zögernd, und verschwand dann in Richtung Ausgang.

Ich sah ihm nach. Vor dem Bahnhof stieg er in einen silbernen Jaguar E-Type und brauste davon. So altmodisch denkend, wie er sich mir gegenüber gezeigt hatte, so modern war sein Wagen. Gegenteile zogen sich eben doch an, oder sollten anziehend wirken.

Ich suchte nach einem Fünfmarkstück in meiner Hosentasche, legte es für die Kellnerin auf den Tisch und steckte den Zehnmarkschein von Egner ein.

Man könnte behaupten, dass dies Diebstahl war, aber eigentlich war es nur eine Ausgleichszahlung, denn Egner hatte mich durch das Treffen um den Genuss meines Mohrenkopfes gebracht. Von den fünf Mark, die mir nun vom Zehner blieben, wollte ich mir den verdienten Mohrenkopf in einem Café in der Nähe gönnen.

Der Tag hatte gut begonnen und sollte jetzt nett enden. Ich entschloss mich Nadja, die am Abend freihatte, zum Tanz einzuladen. Ich wollte mich mit ihr versöhnen und irgendwo auf dem Kiez spielte bestimmt eine gute Band. Nadja mochte Livemusik zum Tanz.

Aber erst einmal musste ich meinen Mohrenkopf bekommen und meinen Wagen betanken.

Ich fand den Mohrenkopf im *Café Grand* auf der Ottenser Hauptstraße. Dazu einen Mokka und einen Kakao.

Noch mit dem Geschmack des Vanillepuddings vom Mohrenkopf auf Zunge und Gaumen, holte ich meinen Wagen, tankte für zehn Mark und fuhr dann einfach so durch die Stadt.

Als ich in der Nähe vom Hauptbahnhof vor einer Ampel bremsen musste, rutschte ein Micky-Heft vom Beifahrersitz und erinnerte mich an Efimia und den noch aktiven Auftrag ihres Mannes.

Bei nächster Möglichkeit wendete ich und fuhr nach Eimsbüttel, wo ich den Wagen irgendwo auf einem kostenfreien Parkplatz abstellte und durch die Straßen schlenderte.

Ich wusste, dass hier irgendwo Efimias Kunstlehrer unterrichtete, aber nicht genau wo. Also fragte ich mich in verschiedenen Geschäften durch. In einem Schreibwarenladen kam ich weiter. Ein junger Verkäufer hörte mir aufmerksam zu und zeigte auf ein großes Haus schräg gegenüber. Eines der Gründerzeithäuser, das den Krieg und die Bomben der Operation Gomorrha unbeschadet überstanden hatte.

»Das kann nur Herr White sein«, sagte der Verkäufer. »Also eigentlich heißt er Georg Weiß, aber er war lange in den Staaten und nennt sich daher George White.«

»Und er unterrichtet Zeichnen?«

»Ja, so erzählte er wenigstens. Wissen Sie, er kauft bei uns immer Stifte, Farben und Papier. Mit detaillierter Rechnung, damit er mit seinen Schülern abrechnen kann.«

»Hat er ein Schild am Eingang?«

Der junge Mann schüttelte den Kopf. »Er wirbt per Mundpropaganda. Dritter Stock, rechts. Wie sind Sie auf ihn gekommen?«

»Man hat mir von ihm erzählt.« Ich zwinkerte ihm zu, bedankte mich und ging.

Die Haustür stand offen und im Flur bohnte eine dickliche Frau in Kittel und Kopftuch mit einem speziellen Gerät die hölzerne Treppe. Neben dem Geruch von Bohnerwachs nahm ich noch den Duft von Gebratenem wahr. Letzterer kam aus einer Wohnung im Erdgeschoss, deren Tür aufstand.

»Wo wollen Sie denn hin?« Die Frau sah mich mit heruntergezogenen Augenbrauen an. »Immer wenn ich bohne, kommt hier wer vorbei. Immer dasselbe. Ich mach das bald nicht mehr.«

Ich versuchte es mit einem entschuldigenden Blick. »Ich will zu Herrn White.«

»War klar. Dessen Besucher treten immer die Treppe dreckig. Und wer darf es wegmachen? Ich!«

Ich grüßte freundlich und stieg die Treppe hoch.

»Natürlich ich. Für ein paar jämmerliche Mark die Woche«, jammerte sie.

Ich hatte die dritte Etage erreicht. Die Wohnungstür stand offen, denn ein Keil am Boden verhinderte, dass sie ins Schloss fiel.

Ich trat ein und befand mich in einem völlig unmöblierten und kahlen Flur. Links und rechts gingen zwei Türen ab. Der Wohnungstür gegenüber war die Tür zum Bad. Sie war geöffnet und bot einen freien Blick auf ein Klo und eine Sitzbadewanne.

Hinter der ersten Tür auf der linken Seite entdeckte ich ein Schlafzimmer. Ohne Schrank oder Kommode, aber mit einem schmalen Bett, das mitten im Raum stand. Hinter der ersten rechten Tür fand ich die Küche: ein einsamer Herd, ein kleiner Kühlschrank und ein Tisch mit zwei Klappstühlen.

Der nächste Raum war ein Lager für Farben, Leinwände, Papierstapel und Staffeleien. Ganz in einer Ecke, hinter dem

Material versteckt, stand ein Kleiderschrank, der scheinbar ebenfalls die Operation Gomorrha überstanden hatte.

Die ganze Wohnung war seltsam möbliert, oder unmöbliert, dass sie nur zu einem Künstler gehören konnte. Für Schnickschnack hatte White anscheinend nichts übrig.

Ich wollte aus dem Raum gehen, als Schritte auf dem Parkett des Flurs zu hören waren. Ich verharrte an meinem Platz und spähte durch den Spalt zwischen Tür und Türrahmen.

Eine nackte Frau mit kurzen, dunklen Haaren kam aus dem Zimmer, in das ich noch nicht hineinsehen konnte und huschte über den Flur ins Badezimmer. Ich bewunderte ihre Figur und wollte schon fast anerkennend pfeifen.

Die Tür zum Bad ließ sie offen und ich konnte von meiner Position aus den Spiegel sehen. Ich erkannte das Gesicht sofort und es überraschte mich.

Efimia Schonau hatte sich die Haare zu einer Audrey-Hepburn-Frisur schneiden lassen und schwarz gefärbt. Sie ähnelte der Schauspielerin auf den ersten Blick sogar.

Als sie in den Spiegel sah und ihre Augen weit aufriss, dachte ich, dass sie mich im Spiegelbild entdeckt hatte. Ich zog meinen Kopf schnell zurück. Doch sie lief wieder über den Flur und eine Tür schob sich ins Schloss.

Ich wagte einen erneuten Blick.

Efimia war verschwunden, das Aufreißen der Augen sicher nur eine Reaktion auf verlaufene Schminke und die Tür zum vierten Zimmer geschlossen.

Efimia Schonau ging fremd. Warum sonst sollte sie nackt in der Wohnung ihres Kunstlehrers herumlaufen? Und sie hatte ihr Aussehen verändert. War das nicht immer ein Anzeichen für eine andere Veränderung im Leben? Eine Einleitung, um etwas Neues zu beginnen oder schon begonnen zu haben?

Ich verließ mein Versteck.

Auf leisen Sohlen machte ich mich zur Haustür auf, als sich diese öffnete und ein Mann mit Zwirbelbart vor

mir stand. Klein und mit ausladendem Doppelkinn. Er trug einen weißen Leinenanzug und ich kombinierte, dass dies sicher Mister White war. Er sah mich auf jeden Fall fragend an.

Ich zückte meine Visitenkarte, hielt sie ihm kurz vor das Gesicht und steckte sie ebenso schnell wieder weg. »Stadt Hamburg. Schädlingskontrolle. Ihre Wohnung ist sauber, aber Sie müssen in Ihrem Farbenraum einen Feuerlöscher aufstellen. Oder einen Eimer mit Wasser. Guten Tag.«

Ich drängte mich an ihm vorbei und beeilte mich, das Erdgeschoss zu erreichen.

7.

Sonntag, 11. Juni 1967

Vormittag

Uer Samstag hatte ein finanzielles Unentschieden für mich gebracht.

Bei der Fußballwette scheiterte ich, denn Bayern hatte den Pokal mit einem 4:0 gewonnen. Tatsächlich konnte Gerd Müller zwei Bälle im Netz versenken und Mucki Brenninger setzte in der zweiundsiebzigsten Minute den Schlusspunkt mit dem vierten Tor für die Bayern. *Uns Uwe* hatte nicht gepunktet und mein Vermieter Mario leider recht behalten. Dafür konnte ich aber einen Klienten gewinnen, einen Vorschuss bekommen, hatte Aussicht auf ein gutes Honorar und Glück in der Liebe. Ich legte sogar das Nadja-Kriegsbeil nieder und durch den Rest der hundert Mark war mein Tanzabend mit ihr ein voller Erfolg.

Als ich am Sonntagmorgen aufwachte, strömte schon Kaffeeduft durch die Wohnung. Ich lag in dem Alkoven. So nannte Nadja ihre Speisekammer, die von ihr, komplett mit einer Matratze und Kissen ausgelegt, als Bett von einem Meter und vierzig mal einen Meter und achtzig genutzt wurde. Eigentlich war solch eine Kammer ein Abstellraum für Konserven, Putzmittel und andere Sachen, doch nicht für meine Freundin. Sie empfand das als verschwendeten Platz und hatte über das Matratzenlager bunte Tücher gehängt. Auf bunte Blumen oder Girlanden hatte sie verzichtet, aber eine farbig zweifelhafte Zwiebelmustertapete klebte an den Wänden.

Ich schob mich in eine sitzende Position, als Nadja im Evakostüm an der Kammertür vorbeitänzte und mich anlächelte. In der Hand trug sie eine kleine Blumengießkanne.

Es war schade, dass die Kammertür so schmal war und ich so wenig von Nadja sah. Gern hätte ich ihren hübschen Hintern länger betrachtet.

Nadja war einen halben Kopf größer als ich, was mich nicht störte, da sie privat sehr selten hohe Schuhe trug. Große Frauen hatten bei mir, seit ich an den Reizen der Weiblichkeit interessiert war, schon immer eine besondere Faszination ausgelöst. Ich war der Meinung, dass bei ihnen oft die fraulichen Proportionen ansehnlicher und erotischer verteilt waren als bei kleineren Frauen. Nadja war das beste Beispiel. Sie hatte eine atemberaubende Figur, eine nicht zu große Oberweite und Po und Beine, die perfekter nicht sein konnten. Und wenn sie sich in der *Katze* auf der Bühne auszog, fand ich den Moment, an dem sie sich die Netzstrümpfe langsam und lasziv von den wohlgeformten Schenkeln streifte, am aufregendsten.

Allerdings gestand ich mir ein, dass auch kleinere Frauen sehr anziehend sein konnten. Diese Erkenntnis hatte mir erst Efimia Schonau vermittelt.

»Komm frühstücken«, sagte Nadja, als sie von den Blumen zurückkam. Ihre Primeln auf der kleinen Fensterbank pflegte sie sorgsam. Ich durfte die Töpfe nicht verschieben, denn Nadja hatte sie speziell nach dem Licht ausgerichtet. Jeder hatte seinen Spleen.

Noch müde in den Knochen schob ich mich von der Matratze herunter und durch die Tür. »Erst muss ich pinkeln.«

Meine Hose war schnell übergezogen und ich machte mich auf dem Weg aus der Wohnung, eine halbe Treppe tiefer, zur Toilette. Meist hatte ich hier das beispiellose Glück Nadjas Nachbarn Reichner anzutreffen, doch heute nicht. Er schien eine Pause in seiner ganztäglichen Klo-Belagerung eingelegt zu haben. Vielleicht war seine Frau heute verträglich oder seine Zeitungen waren ihm ausgegangen.

Zurück in der Wohnung wusch ich mich schnell an der Küchenspüle und setzte mich zu Nadja an den Tisch. Mitt-

lerweile hatte sie sich einen Morgenmantel angezogen und die Fenster zum Lüften weit aufgerissen. Es kam nur laue Luft herein. In der Nacht hatte es sich über Hamburg nicht abgekühlt.

Auf dem Tisch dampfte Kaffee und es gab mit Butter bestrichene Scheiben von einem frischen Rosinenklöben, den Nadja immer selbst backte. Rosinenklöben war eine Speise für kältere Tage, aber das war Nadja egal. Das Rezept für den Klöbenteig hatte ihr Gitte aus der *Katze* gegeben und Nadja liebte dieses süße Brot, vielleicht, weil ihr spanischer Nachname Pasa in deutscher Übersetzung Rosine bedeutete.

»Hast du gut geschlafen?«

Ich nickte und biss in eine Scheibe Klöben.

Nadja kicherte. »Du warst bestimmt sehr erschöpft, oder? Du hast gestern ja getanzt wie ein junger Gott, obwohl du in der letzten Zeit an Bauch zugelegt hast. Und später in der Kammer, *el respeto mi amor*, das war auch nicht ohne.« Sie griff sich an die Brüste und hob sie demonstrativ hoch. »Meine Marmellas tun jetzt noch weh, so sehr hast du sie geknetet.«

Ich verschluckte mich fast. »Bitte? Wo habe ich am Bauch zugelegt?«

Sie beugte sich über den Tisch und tippte mir mit dem Zeigefinger auf den Bauch. Ihr Morgenmantel öffnete sich und bot mir einen bezaubernden Ausblick auf ihre Brüste.

»Da«, sagte sie und lächelte schelmisch. »Es steht dir eigentlich, doch mehr darf es nicht werden. Oben auf dem Kopf wird es weniger und am Bauch mehr.«

»Na hör mal. Ich habe mein Geld schon mal als Boxer verdient, da darf man nicht so schwach auf der Brust sein.« Ihre Anspielung auf meine Geheimratsecken, die durch den kurzen Haarschnitt jetzt mehr zur Geltung kamen, ignorierte ich.

»Ich kenne deine Geschichten, *mi amor*. Du warst nur zwei Jahre Boxer auf den Rummelplätzen. Und damals be-

stimmt schlanker.« Sie wedelte mit der Hand und schnitt ein anderes Thema an. »Du sagtest gestern, dass du einen neuen Auftrag hast?«

Ich rührte einen großen Löffel Zucker in den Kaffee und überlegte, ob ich noch eine Scheibe Klöben essen sollte.

Ich entschied mich gegen die Rosinenschnitte und erzählte stattdessen von meinem Treffen mit Egner.

Nadja zeigte sich nachdenklich, nachdem sie die Geschichte gehört hatte. »Ich könnte mir vorstellen, dass der junge Egner Kontakte zu der SDS oder APO hat, wenn er nach Berlin gefahren ist, um gegen den Besuch des Schahs zu demonstrieren.«

»Wieso?« Ich piffte auf meinen Bauch, nahm mir eine zweite Scheibe Rosinenbrot und strich dick Butter drauf.

»Der Schah war doch am 3. Juni hier in Hamburg und es gab Proteste und Gewalt am Rathausplatz. Warum fährt dieser Ulrich dann nach Berlin? Doch bestimmt, um in der Nähe des Zentrums der Bewegungen zu sein. Sonst hätte er sich hier, wie andere Hamburger Studenten, mit einer schwarzen Fahne vor das Rathaus stellen können.«

Ich hatte die Scheibe Klöben noch zwischen den Zähnen, stand aber auf und verließ die Küche, um mir Hemd, Socken und Schuhe anzuziehen.

»Vielleicht war er zufällig in Berlin«, sagte ich undeutlich über die Schulter. Ich nahm den Klöben in die Hand. »Er hat einen Freund besucht, oder so, und ist da hineingerutscht, in diese Festnahme.«

»Nein«, dachte Nadja laut. »Wenn jemand zu Besuch bei Freunden in einer fremden Stadt ist, hält er sich von solchen Konfliktorten fern. Oder die Freunde halten ihn fern. Man will sich sehen, Zeit verbringen, ohne Ärger. Das kann es nicht gewesen sein. Er hatte sicher einen Grund genau dort zu sein, wo man ihn verhaftet hat.«

Ich nahm im Stehen noch einen Schluck Kaffee. Nadja war ziemlich gut informiert, obwohl sie nie eine Tageszei-

tung las. Sie war nicht nur gut aussehend, sondern auch nicht auf den Kopf gefallen. Was sie von den meisten ihrer Kolleginnen unterschied. »Woher kennst du dich in der innerdeutschen Politik so gut aus?«

»Man sollte sich als Gastarbeiterin für das Gastland interessieren.«

Ich musste schmunzeln.

»Warum trägst du eigentlich immer diese komischen Hosenträger? Die passen an die Hose eines Bauern, aber nicht an die Kleidung eines Stadtmenschen.«

Ich kannte die Frage und sie kannte die Antwort. »Weil ich Gürtel hasse!«

Ich konnte ihr kaum erklären, dass mein Vater mich immer mit einem Gürtel vermöbelt hatte und ich sie seitdem nicht mochte. Das war die einzige Erinnerung an meinen Vater, der an der Ostfront geblieben war. An sein Gesicht konnte ich mich nicht erinnern.

Ich nahm meine Jacke und eine letzte Scheibe Klößen ohne Butter.

»Gehst du schon?«

»Ja, Frühschoppen mit Fred. Wie jeden Sonntag.«

»Oh, ich dachte, du würdest dir heute davon freinehmen. Wir hätten im Stadtpark spazieren gehen können. Picknicken vielleicht.«

Ich gab ihr einen Kuss in den Nacken. »Morgen?«

»Morgen habe ich Probe für das neue Programm und du musst diesen Eegner beschatten.«

»Vielleicht können wir die Tage ins Kino gehen. Ich habe gehört, dass *Rio Bravo* wieder läuft.«

»Du und deine Western. Das Kino können wir noch auf das Wochenende verschieben.«

»Stimmt. Wo habe ich gestern eigentlich den Prinz geparkt?«

»Spielbudenplatz.« Nadja zog mich am Arm zu sich heran. Ihr Blick war ernster als sonst. »Kannst du heute

Abend noch vorbeikommen, ehe ich zur Arbeit gehe? Ich möchte mit dir etwas Wichtiges besprechen.«

Ich nickte, gab ihr noch einen Kuss und verschwand dann zur Tür. »Spielbudenplatz? Scheiße! So weit weg.«

Danke an...

... alle, die mich beim Schreiben unterstützen.

Die Arbeit an einem Buch nimmt viel Zeit in Anspruch und daher ist es für Freunde und Familie nicht so einfach, einen Schreibenden zu verstehen, wenn er Zeit und Raum vergisst, weil er tief in seinem Text versunken ist.

Ich habe das Glück, dass mein Umfeld mich und meine Leidenschaft versteht und dafür möchte ich hier meiner Familie ganz besonders danken. Gerade bei diesem Buch hatte ich nur ein halbes Jahr Zeit, um es fertigzustellen. In diesem halben Jahr war ich in jeder freien Minute an der Tastatur und meine Familie steckte dafür zurück. Ein sehr herzliches Danke dafür und meine dicke Entschuldigung, dass ich euch in dieser Zeit so wenig Zeit schenken konnte.

Unterstützung und konstruktive Kritik erfuhr ich aber auch durch meine Testleser. Danke dafür an Teresa, Conny und Sönke, Rahel und Robert und die beiden Bucks.

Ein Dankeschön auch an Vanessa, die mir mit ihrer großartigen Zeichnung ermöglichte, meinen Protagonisten zu sehen.

Und ein letztes Danke an die Leser meines Erstlings *Der Konobar*, der ja als *Die Antonia-Akte* bald neu erscheinen wird, für die vielen positiven Rückmeldungen, denn auch sie haben mich für den neuen Roman angespornt.

Hamburg, im Mai 2013

Hartmut W. H. Köhler



Ein herzliches



geht an unsere Testleser

Claudia C., Helga Sch. und Uwe T.

Die im Inhalt genannten Personen und Handlungen sind frei erfunden. Sollten Ähnlichkeiten mit tatsächlich existenten, lebenden oder verstorbenen Personen oder stattgefundenen Handlungen entstanden sein oder sollte ein solcher Eindruck entstehen, so ist dies von der Autorin und dem Verlag auf keinen Fall gewollt oder beabsichtigt.

Die Welt

will betrogen sein

Hartmut W. H. Köhler

Sommer 1967

Privatdetektiv Sünder ist nur ein kleines Licht auf dem Hamburger Kiez. Er lebt fast von der Hand in den Mund, verdient sich seinen Lebensunterhalt mit Scheidungssachen und treibt sich auf St. Pauli herum. Doch dann bekommt er den lukrativen Auftrag, den Sohn eines Gutsbesitzers, einen Studenten, zu beschatten. Ein Leichtes, denkt er - nur hat es dieser Job in sich. Zuerst wird Sünder verprügelt, und kurze Zeit später wird der Student ermordet.

Sünder gerät unter Verdacht und muss einen weiteren Mord beobachten. Die Ermittlungen, die er nun auf eigene Faust durchzieht, führen ihn durch Hamburg und schließlich in das geteilte und von Studentenunruhen aufgebrachte Berlin. Er entdeckt kriminelle und politische Drahtzieher und versucht, sie zu stellen.

Doch inzwischen wartet an jeder Station seiner Recherchen jemand, der ihm nach dem Leben trachtet.